Lo 3orm.
1929 w 1,1 Hesekiel

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lese=geld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, er=lauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abon=nement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn= und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

24245.

Krummensee.

Historischer Roman

von

George Hesekiel.

Erste Abtheilung:

Ueber'n Rhein nach Paris.

Berlin, 1861.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Ueber'n Rhein nach Paris.

Von

George Hesekiel.

Erster Band.

Berlin, 1861.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Freiherrn von Hertefeld,

Rechts-Ritter des Ordens von St. Johannes zum Spital in Jerusalem,

seinem hochverehrten Gönner

widmet dieses Werk

in

dankbarer Verehrung

Der Verfasser.

Der Geschützer.

Vorwort.

Das Werk, welches ich dem Publikum hier in einem neuen Gewande übergebe, ist vor einigen Jahren zuerst in der „Berliner Revue“ und dann in einem Separat-Abdruck daraus, unter dem Titel: „Drei Jahre“ erschienen; Format und Ausstattung haben indeß dem Absatz Abbruch gethan und wurden Veranlassung zu vorliegender neuer Ausgabe. Dieser habe ich den neuen Titel, es ist der Name des Haupthelden gegeben, welcher mehr innern Zusammenhang mit beiden Abtheilungen hat, als die allerdings etwas farblose Bezeichnung „Drei Jahre.“ Ich war im Anfang zweifelhaft, ob es nicht meine Pflicht sei, in der neuen Ausgabe mein Werk nach den Vorschlägen, wie sie mir die öffentliche Kritik an die Hand gegeben, zu

verbessern und umzuarbeiten — doch wurde mir bald klar, daß ich ein ganz neues Buch schreiben müsse, wenn ich meinen kritischen Freunden genug thun wolle; da das aber nicht in meiner Absicht lag, wie denn wohl Niemand einen Roman zwei Mal schreiben wird, so ist das Werk im Wesentlichen geblieben wie es war. Möchte es auch in der neuen Gestalt Freunde finden!

Monorgueil bei Berlin, am Tage Fabian-Sebastian 1861.

Der Verfasser.

Lesesaal
Chemnitz

Erste Abtheilung.

Ueber'n Rhein nach Paris.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Am Heerde der Mennoniten.

Ohne Dich hab' ich kein Leben,
Ohne Dich ist Leben Tod,
Und doch würd' ich hin es geben,
Sieben Mal dahin es geben,
Schäferin auf Dein Gebot —
Schäfer, ich versteh' Dich nicht,
Schäfer, ach! ich glaub' es nicht!

(Spanisches Volkslied aus dem
Parnasso Espanol.)

Endlos schier streckt sich die Tiefebene hin auf dem rechten Weichselufer, hoher Schnee deckt die Lande und die festgefrornen Wasser; so weit das Auge auch suchend und forschend hinschweifen mag über die harten Schneefelder, kein Haus, kein Baum bietet ihm einen Ruhepunkt.

Müde sinkt der Blick niederwärts und das Auge brennt, denn es ist so weiß Alles, Alles ringsum, und die Sonne, die nicht wärmt, scheint hell darauf.

Ein rauher Schrei ertönt, er wird langsam beantwortet, einzeln erschallt ein rauhes Schreien und Krächzen, ein Schrei nach dem andern; ein Schwarm großer Dohlen ist's, schwarz und faul streicht er dicht über das Schneegefilde hin, er folgt den flachen Schlittenspuren, die festgefroren den Weg andeuten, den in dieser Einsamkeit zuletzt lebende Wesen verfolgen.

Langsam bewegt sich der Schwarm der schwarzen Vögel, mit schwerem Flügelschlage bald sich wenige Fuß hoch nur erhebend, bald ruhend auf den Gleisen im Schnee.

Und der heisere Schrei der Dohlen ist der einzige Ton, der durch die Grabesstille klingt, welche mit dem hellen Sonnenschein auf der weiten weißen Ebene verschmolzen liegt.

Die Sonne neigt sich bereits, aber im Osten macht sich der Wind auf und zieht leise und langsam erst quer über die Niederung; je tiefer aber die Sonne sinkt, desto rascher wird sein Zug, sein unheimlich hohles Pfeifen tönt bald stärker, bald schwächer.

Durch diese einsame Winter-Landschaft gleitet ein Schlitten, von drei kräftigen Rossen gezogen, die in scharfem Trabe gehen und der Peitsche nicht bedürfen, die der Bauer im Schafpelz über ihnen schwingt. Im

Schlitten sitzen zwei stattliche Männer, verhüllt so viel als möglich, aber eigentlich doch wenig nur geschützt gegen die bittere Kälte.

Der Eine lehnt müde und verdrossen in seiner Ecke und bewegt sich nur, um das kleine weiße Taschentuch wieder zurecht zu rücken, mit dem er den hohen Kragen seines grauen Mantels zusammengebunden hat um den Hals, damit er fester zusammenhalte und das Gesicht besser schütze vor dem scharfen Zuge, dennoch hängt sein Schnurrbart voller Eiszapfen.

Der Andere müht sich sehr, seinen Gefährten zu erheitern; munter blickt sein frisches Gesicht mit den hellen braunen Augen, dem zierlichen Bärtchen und den frischen Lippen darunter unter der Pelzmütze hervor, deren Klappen ihm Ohren und Wangen besser schützen, als der blaue Tuchkragen des grauen Mantels, den er nicht einmal, wie sein Gefährte, aufgebunden hat.

Zwei preußische Offiziere sind's, der Jüngere ein Ulanen-Lieutenant aus dem Hauptquartier des Generals von York, der Aeltere ein Infanterie-Capitain.

„Es wird immer kälter!" murrte der Capitain verdrießlich, „ich fühle, wie mir die Kälte bis auf die Haut kommt, obwohl ich drei Hemden über einander trage."

„Sind schlecht gestärkt, vermuthlich, von Arenstorff," lachte der Lieutenant, „müssen sich an Ihre Waschfrau halten, wären sie besser gestärkt, käme die Kälte nicht durch; nicht wahr, guter Witz, was meinen Sie?"

Der Hauptmann von Arenstorff antwortete mit einem ärgerlichen Brummen, das der Lieutenant indessen ohne Weiteres als ein Zeichen der Zufriedenheit annahm.

„Allerdings sehr guter Witz," fuhr er fort, „will mich übrigens nicht mit fremden Federn schmücken, ist nicht von mir der Witz, Blacha hat ihn gemacht, Sie kennen den tollen Blacha von unserm Regiment? als wir vor einigen Wochen ein Mal die halbe Nacht zu Pferde halten mußten."

„Wissen Sie was, Krummensee?" fuhr der Capitain plötzlich auf.

„Was denn, Herr Kamerad?" fragte der Lieutenant neugierig.

„Ich bin ein scheußlich neidischer Kerl!" sagte der Capitain mit schärfster Betonung.

Mit naivem Erstaunen sah der jüngere Offizier seinen Reisegefährten an ob dieses unerwarteten Bekenntnisses.

„Ja," sprach von Arenstorff mit einer wirklich

komischen Mischung von Aerger über sich selbst und wahrhaft neidischem Gelüste, „ja, Krummensee, ich beneide Sie um Ihre Haut, ich wollte, ich hätte Ihre Haut, die ganz unempfindlich gegen Kälte zu sein scheint, und dann wollte ich doch, ich hätte meine drei Hemden noch darüber und meinen Rock und dann den Pelz von diesem Kerl und dann meinen Mantel — so friert mich."

„Mit meiner Haut kann ich nicht dienen," antwortete der Lieutenant lebhaft, „überdem, Sie irren sich, von Arenstorff, ich habe den zartesten Teint von allen Offizieren in unserem Regiment; die Damen in Kurland waren stets entzückt von meinem Teint, könnte Ihnen Geschichten erzählen, doch Discretion ist die Parole bei den Ulanen, hier nehmen Sie einen tüchtigen Schluck!"

Der Capitain nahm mit zitternder Hand die dargereichte Flasche und trank.

„Das wärmt, das thut gut, Hurrah, der König soll leben!" rief der Lieutenant, ebenfalls trinkend.

„Das wärmt, das thut gut," wiederholte der Capitain, „ja, ein paar Minuten, und dann ist's um so schlimmer!"

Der Lieutenant sah den Capitain einen Augenblick

an, dann stand er auf, wickelte sich aus einer dicken wollenen Pferdedecke, schlug dieselbe, die bis jetzt seine Füße vor der Kälte geschützt hatte, um den Oberleib seines Kameraden und rief: „Edler Sohn dieses Landes, gieb mir Deine Zügel und Deine Peitsche, ich will doch versuchen, ob ich die hohe Kunst des Rosselenkens nicht ganz verlernt während der Campagne."

„Was wollen Sie thun, Krummensee?" fragte der Capitain matt, ohne jedoch seiner Verhüllung durch die Decke weitern Widerstand entgegenzusetzen.

Der Lieutenant aber ließ den Bauer in den Schlitten steigen und nahm auf dem Vordersitz Platz.

„Sehn Sie, von Arenstorff," sagte er dann heiter, „beim ganzen Regiment giebt es Keinen, der erfahrener in der edeln Kunst des Rosselenkens wäre als ich, selbst Baron Falkenhayn nicht, der doch eigene Wagenpferde hat. Blacha ist reiner Naturalist. Bei unsern Schlittenfahrten waren die Damen immer ganz entzückt von mir, könnte Ihnen Geschichten erzählen, doch Discretion ist die Parole bei den Ulanen, wie Sie wissen!"

Mit erhöhter Geschwindigkeit flog der Schlitten dahin.

Der Infanterie-Capitain erkannte wohl den Edelmuth, mit welchem der jüngere Kamerad einen Vor-

wand fand, sich seiner Decke zu entledigen, um ihm mehr Schutz gegen die Kälte zu verleihen, aber obgleich er innerlich über sich zürnte und seine elende Schwäche verfluchte, so hatte er doch den Muth nicht, die Decke abzulehnen.

Die Sonne war nahe daran unter zu gehen, ein matter, falbrother Schein glänzte auf dem Schneefelde und es wurde immer kälter.

„Wackrer Eingeborner des Landes," wandte sich der Lieutenant, die Pferde stärker antreibend, an den Bauer, „wie lange haben wir noch zu fahren?"

Dem jungen Offizier wurde bange um seinen Kameraden, der immer schläfriger wurde, den er um jeden Preis wach zu halten suchen mußte, um ihn vor dem Erfrieren zu schützen, auch fror er selbst jämmerlich, und es steht dahin, ob er nicht jetzt schon ein wenig die großmüthige Aufwallung bereute, in welcher er seine Decke weggegeben.

„Kann's so genau nicht sagen, Herr Lieutenant," antwortete der Bauer, „da sehen Sie den schwarzen Streifen vor sich, das sind die Föhren, und von da ab ist's keine Stunde mehr bis in das Mennonitendorf!"

Der Ulan schwang die Peitsche innerlich seufzend,

denn der schmale schwarze Streifen am fernen Horizont dünkte ihm noch ziemlich weit zu sein, trotzdem aber rief er: „Hören Sie, von Arenstorff, wir haben das Ziel unserer Fahrt vor uns, hurrah!“

„Ich wollte wir hätten es hinter uns!“ entgegnete der Capitain, sich mühsam zusammenraffend und die bleischweren Augenlider erhebend.

„Wollen Sie nicht eine Pfeife Tabak rauchen, von Arenstorff?“ fragte der Lieutenant nach einer Weile.

Der Capitain nickte, schon halb vom Schlaf befangen.

Der Bauer stopfte die kurzen Pfeifen der Offiziere und erhielt den Befehl, selbst zu rauchen; es gelang dem Ulanen wirklich, seinen Kameraden noch einmal zu ermuntern, freilich nicht auf lange, obwohl er nun mit lauter Stimme zu singen begann:

Und wenn der große Friedrich kommt,
Und klopft nur auf die Hosen,
Dann flieht die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.

„Von Arenstorff,“ fragte der Lieutenant, seinen Gesang unterbrechend, „wie finden Sie denn meine Stimme?“

„Schön!“ sagte der Capitain vor sich hin; er klagte nicht mehr über die Kälte, sondern fand sich behaglicher als vorher.

„Ich sage Ihnen,“ plauderte der Lieutenant weiter, „im Hauptquartier waren alle Damen entzückt von meiner Stimme, könnte Ihnen Geschichten erzählen, doch, Sie wissen schon, Discretion ist die Parole bei den Ulanen.“

„Halten Sie an, Herr Lieutenant!“ rief der Bauer plötzlich, „sonst erfriert der Herr Capitain.“

Der Schlitten stand.

Der Bauer sprang herunter und kratzte mit seinem Messer den hartgefrornen Schnee zusammen, er rieb das Gesicht des Capitains damit auf eine ganz unbarmherzige Art; dieser kam alsbald zu sich.

Er wurde aus seinen Decken gewickelt, die Reisegefährten hoben ihn vom Schlitten, er vermochte allein zu stehen.

„Da geht's noch!“ sagte der Bauer, „hier, fassen Sie an, versuchen Sie zu gehen!“

Der Capitain faßte sich an der Pritsche des Schlittens fest, der Lieutenant that ein Gleiches, der Bauer trieb die Pferde an, aber der Schlitten stand festge-

froren. Die Offiziere mußten alle ihre Kräfte anstrengen, um ihn wieder flott zu machen.

Endlich ging's vorwärts, der Bauer lief neben den Pferden her, die Offiziere hinter dem Schlitten, sich an der Pritsche festhaltend.

Der Capitain gewann bald den Gebrauch seiner Glieder vollständig wieder; es ging im raschen Lauf über's Feld, die Männer schnaufend gleich den Rossen.

Endlich waren die Föhren erreicht, die Offiziere stiegen in den Schlitten, der nun wie ein Pfeil dahin flog; der Capitain fühlte sich unbeschreiblich matt, aber er litt nicht mehr so schmerzlich von der Kälte, obwohl dieselbe nach Untergang der Sonne noch gestiegen war.

„Das werde ich Ihnen nicht vergessen, von Krummensee!" sagte er zu seinem Begleiter, „ohne Sie wäre ich umgekommen vor Kälte!"

„Pah!" lachte dieser, „und ohne diesen würdigen Ureinwohner der westpreußischen Steppen wären Sie erfroren, Herr Kamerad; doch hören Sie!"

„Wahrhaftig, Hundegebell!" entgegnete Arenstorff.

„Bei Gott," rief der Lieutenant, „habe die Schmalz

in Berlin gehört, aber mir klingt das Hundegebell da weit angenehmer in die Ohren."

Die Rosse strengten ihre letzten Kräfte an und griffen gewaltig aus, ihr Instinct verkündete ihnen den nahen Stall.

Man sah Lichter blinken, die Hundestimmen erschallten immer lauter und vielstimmiger, der Lieutenant declamirte entzückt: „Oh wunderhelle Sternennacht, oh sternenhelle Wundernacht, oh helle Nacht der Sterne. Schönes Lied," setzte er hinzu, „aber nicht von mir, habe es mal von meiner Cousine Waldemare gehört."

„Gott sei Dank, da ist das Dorf!" antwortete der Capitain, wenig angesprochen von dem poetischen Erguß seines Kameraden.

Der Schlitten hielt vor einem verschlossenen Gehöft, der Bauer sprang von dem Schlitten und schlug mit seinem Peitschenstiel an die großen Thorflügel, daß es weithin scholl und das Hundegebell beantwortete wie ein Echo aus den verschiedensten Kehlen von allen Seiten.

Gleich darauf öffnete sich die kleine Pforte neben dem großen Thor, ein Mann im Pelz erschien und fragte mit freundlicher Stimme: „Wer klopft da?"

„Reisende," antwortete der Lieutenant, aus dem Schlitten springend, „ja, Landsmann, Reisende, die vor Kälte fast umkommen, gönnt uns Dach und Fach und einen Platz am Ofen!"

„Du bist uns willkommen, Freund, mit Deinem Begleiter!" antwortete der Bauer, und beeilte sich, die großen Thorflügel zu öffnen.

Der Schlitten fuhr ein in den Hof, aus dem Hause aber kam ein älterer Bauer mit einem jungen Mädchen, das eine Laterne trug.

„Es sind Reisende, Vater, welche ein Obdach suchen bei uns!" rief Der, welcher das Thor geöffnet.

„Sie sind uns willkommen," sagte der alte Bauer, „Gott segne ihren Eingang!"

Zugleich aber trat er an den Schlitten und bemerkte, daß der Capitain trotz der Hülfe des Lieutenants nicht wohl vermochte, vom Schlitten zu steigen; er faßte zu und hob den Offizier heraus, in seinen starken Armen den Wankenden haltend, der nicht im Stande war, allein zu stehen.

Mit einem Gesicht, welches halb verlegen und ängstlich, halb zornig und verzweifelt war, blickte der Infanterie-Offizier dem stattlichen Bauer in das ernste,

gutmüthige Antlitz mit den großen, tiefen Furchen auf Stirn und Wangen.

„Von Arenstorff," rief der Lieutenant, wirklich um seinen Kameraden besorgt, „was haben Sie denn, Sie werden doch, beim Teufel, die Füße nicht erfroren haben?"

„Du würdest gut thun, mein Freund," sagte der alte Bauer, „jetzt nicht lästerlich zu fluchen und zu schwören, sonst aber kannst Du unbesorgt sein um diesen Mann, erfroren sind seine Füße noch nicht, so Gott will?"

Der Lieutenant starrte den Alten, der ihn so freundlich vermahnte, nicht zu fluchen, verwundert an: „Ih, das ist ja ein ganz verfluchter Kerl!" sagte er leise vor sich, denn der Bauer hatte dem jungen Krieger imponirt und that das noch mehr beinahe jetzt, wo er mit ernster Ruhe den Capitain auf den Arm nahm und ihn, wie man ein Kind trägt, in sein Haus trug.

„Willst Du nicht unter das Dach meines Vaters treten?" fragte plötzlich eine helle, anmuthige Stimme den Offizier, der noch immer mit Verwunderung dem Alten nachsah.

Er blickte sich um und sah in ein allerliebstes,

frisches Mädchengesicht, das mit hellen, blauen Augen hervorschaute unter dem großen, braunen Tuche, das die Dirne zum Schutz gegen die Kälte über den Kopf genommen und unter dem Kinn zusammen gebunden hatte.

Das Mädchen, es war groß und schlank, hob die Laterne, welche es in der Hand trug, hoch auf, so daß der volle Lichtschein auf den Lieutenant fiel, und wiederholte die freundliche Einladung mit dem Zusatze: „Die Kälte ist groß heute und Du mußt viel gelitten haben, Freund."

„Ich werde sogleich die Ehre haben zu folgen, mein Fräulein!" antwortete der Offizier völlig verwirrt, „ich werde nur diese Sachen hier mitnehmen, wissen Sie, ein Offizier ist nicht gern ohne seinen Säbel."

Der Lieutenant nahm seine und seines Freundes Waffen von dem Schlitten, von welchem indessen der Sohn des alten Bauern die Pferde abgespannt und mit Hülfe dessen, der den Offizieren als Kutscher gedient, in den Stall gezogen hatte.

„Höre Freund," sagte das junge Mädchen, dem Offizier leuchtend, „wenn Du die Mordwerkzeuge mit in's Haus nehmen mußt, weil Du nicht gern ohne sie

bist, so lege sie an der Thür nieder, denn sie würden ein schmerzlicher Anblick sein für meinen Vater und meine Mutter."

„Warum das, mein Fräulein? mein gutes Mädchen?" fragte der Lieutenant.

„Weil Blut damit vergossen ist, das Blut der Brüder!" lautete die ernste Antwort.

Sie traten ein in die große Stube durch einen schmalen Flurgang, der quer durch das ganze Gebäude führte und die Ställe von der Wohnung schied.

Das niedrige Gemach war durch einen großen Ofen, der die eine Wandseite fast ganz einnahm, sehr behaglich erwärmt, mit braunem Holz waren die weißgetünchten Wände bis zur halben Höhe hinauf bekeidet; die Tische, die Stühle, Bänke und Schränke waren von einfachster Form und braun angestrichen, aber jedes einzelne Stück zeigte eine Sauberkeit und Reinlichkeit, welche an die holländische Abkunft der Besitzer erinnerte.

An einem Fenster, das ziemlich weit vom Ofen entfernt war, saß der Capitain auf einer Bank, vor ihm knieete eine alte, reinlich gekleidete Frau, die des Offiziers Füße, welche in einem kleinen Fäßchen standen, mit kaltem Wasser wusch.

„Du kannst unbesorgt sein um deinen Begleiter," sagte der alte Bauer, dem Lieutenant entgegentretend, „Gott hat ihn bewahrt und ihm seine gesunden Gliedmaßen gnädig erhalten; doch ist es gut, daß durch kaltes Wasser der letzte Frost herausgezogen werde."

Freundlich half der junge Bauer, der jetzt auch mit dem Kutscher der beiden Herren hereingekommen war, dem Lieutenant beim Ablegen des Mantels und Ueberrocks.

Ernst sah der Alte zu, aber erst als der Lieutenant in der knappen Ulanen-Uniform dastand, sagte er: „Du bist ein Kriegsmann des Königs, Freund?"

„Zu dienen, mein ehrlicher Gastfreund," entgegnete der junge Mann, der die ganze Elasticität seines Wesens wieder gewonnen, „zu dienen, von Krummensee, Lieutenant im combinirten Ulanen-Regiment, dritte Schwadron, der Herr dort ist der Capitain von Arenstorff, vom ehemaligen Regiment vacat von Romberg!"

Der Lieutenant bemerkte wohl, daß eine gewisse Scheu und Zurückhaltung in dem Benehmen der guten Leute sich kund gab, deren Grund er auch ganz richtig errieth; er wußte, daß er sich in dem Hause eines Mennoniten befand, und erinnerte sich dunkel, daß die Mennoniten nie in den Krieg ziehen, den sie als eine

eben so große Sünde betrachten als den Todtschlag, und daß sie einen solchen Abscheu vor Waffen aller Art haben, daß sie sich lieber berauben lassen, als daß sie zu den Waffen greifen zur Vertheidigung.

Das junge Soldatenblut fand nun zwar solche Ansichten im höchsten Grade beklagenswerth, denn ihm war und so mußte es sein, das ritterliche Waffenhandwerk, zu dem er geboren und erzogen worden, der Inbegriff aller Ehren, aber der kampflustige Offizier hatte eine treffliche Erziehung genossen, und man hatte ihm gelehrt, christliche Frömmigkeit zu achten, unter welcher Form sie sich auch zeige; deshalb vermied er im Gespräch, so weit das irgend möglich war, jede Anspielung auf seinen Stand und suchte nur den guten Leuten, so viel er konnte, behülflich zu sein bei ihren Bemühungen um den Capitain, der so erschöpft war, daß er, nachdem er einige Tassen heißen Thee getrunken, zu Bette gebracht werden mußte.

„Mache Dir keine Unruhe, Freund," tröstete der alte Mennonit den jungen Offizier, der nicht ohne Besorgniß war, „Dein Genosse wird morgen neu gestärkt sein, Gott hat ihn noch zur rechten Zeit in mein Haus geführt."

Der Lieutenant sagte etwas von ewiger Dankbar-

keit und mühete sich, seinen Dank umständlich auszusprechen.

„Laß das gut sein, Freund," erwiederte der Alte, „Deine Rede sei ja, ja, nein, nein, was drüber ist, ist vom Uebel; und nun setze Dich an meinen Tisch und genieße die Gabe Gottes zu Deiner Stärkung, denn auch Du bedarfst derselben, obwohl Dir Gott einen starken Körper geschenkt hat, wohl gemacht zur Ertragung von Beschwerden, an denen es ja auch in dem Stande, dem Du angehörst," der alte Mann seufzte, „nicht fehlt."

Und sie aßen; die Speisen waren einfach, aber wohlbereitet und reichlich.

Als der Lieutenant seinen Hunger gestillt hatte, was erst der Fall war, als die mäßige Mennoniten-Familie schon längst aufgehört hatte zu essen, fühlte er sich ungemein wohl und behaglich. Sein schlanker, wohlgebauter Körper war in der That wie gemacht zum Ertragen von Strapazen, elastisch und immer frisch wie sein Geist, der unverzagt Alles an- und aufnahm, was ihm auch begegnen mochte.

Der Lieutenant von Krummensee war wie guter Stahl, glatt und blank, aber auch sehr geschmeidig und fest.

Es gefiel ihm wohl unter den Mennoniten, der alte Bauer hatte etwas Patriarchalisches, was ihm imponirte; manches Donnerwetter und manchen anderen Fluch schluckte er hinunter, weil ihm der Alte ein paar Mal gesagt hatte: „Du würdest gut thun, mein Freund, nicht zu fluchen.“ Der Sohn des Hauses, Abraham, war ein schöner junger Mann von etwa zwanzig Jahren, mit ernsten Augen und männlichen Zügen, in denen sich Kraft und Energie aussprachen, der aber noch stiller und schweigsamer war als seine Eltern und seine Schwester Susanna. Besser als draußen beim Schein der Laterne konnte der Lieutenant jetzt die wunderbare Schönheit dieses Mädchens bewundern; er hatte bis jetzt kein weibliches Wesen gesehen, daß ihm so ganz ohne allen äußern Putz, ohne Schmuck, so liebreizend erschienen wäre.

Susanna war fast eben so groß, als ihr Bruder, aber ihr Wuchs war von einer Zierlichkeit, wie man sie selten findet; ihr frisches rosiges Gesicht war weniger ernst, als das des Bruders, und in ihren Zügen verrieth sich zuweilen ein Feuer und eine Lebhaftigkeit, die einen seltsamen Gegensatz nicht nur zu dem ernsten gehaltenen Wesen ihrer Angehörigen, sondern auch zu ihrem eigenen gesetzten, sichern Benehmen bildeten. Die

einfach dunkle Tracht, das glatt gescheitelte Haar, die geräuschlosen Bewegungen verriethen wohl das Kind des Mennoniten, aber die muthig blitzenden Augen, in denen Jugendfeuer und Lebensluft funkelten, paßten wenig in die Familie eines strengen Sectirers.

Der Lieutenant konnte sich kaum satt sehen an dem lieblichen Mädchenbilde, das an dem Spinnrade vor ihm saß, und er bemerkte es mit einer Empfindung, die er zuvor nicht gekannt, mit einem Gefühl, das ihn voll und heiß durchströmte und sein Herz höher klopfen machte, daß die Jungfrau zuweilen ihren Blick auf ihm ruhen ließ mit einer Mischung von weiblich zartem Wohlwollen und mädchenhafter Neugierde.

Nach der Tochter fühlte sich der Offizier am meisten angezogen von der Mutter; er hatte nicht geglaubt, daß eine alte Frau, und das war die Mennonitin, denn ihr Haar war ergraut da, wo es unter dem glatt anliegenden Häubchen hervorsah, so schmuck und lieblich aussehen könne. Das Gesicht war glatt und weiß geblieben; es hatte einen demüthig-frommen, einen wahrhaft evangelischen Ausdruck, und doch war eine gewisse Heiterkeit darin und eine Art von mütterlichem Stolz, die das Gesicht der alten Frau auf Momente förmlich verklärten.

Die Mennoniten sind schweigsam; es liegt das in ihren religiösen Ansichten, die über ja, ja und nein, nein hinaus jedes Wort vom Uebel halten. Die Lüge erklären sie für die vom Teufel in die Welt gebrachte Ursünde, darum reden sie wenig. Aber die Mennoniten sind auch gastfreundlich, und der alte Ruitsteen fühlte, daß es zu den Pflichten der Gastfreundschaft gehöre, auch für die Unterhaltung des Gastes zu sorgen; übrigens waren die großen Ereignisse der Zeit nicht spurlos an den stillen Wohnungen der Mennoniten vorüber gegangen, und obgleich Menno Simonis seine Anhänger gelehrt, daß dieses Leben nur ein Uebergang zu einem höhern, bessern sei, nur gegeben, um sich auf jenes bessere Leben würdig vorzubereiten, so waren die preußischen Mennoniten doch treue und eifrige Patrioten, die den König Friedrich Wilhelm über Alles liebten und mit der That bewiesen in den Tagen des Unglücks, das sie nicht nur als Mennoniten, sondern auch als Preußen fühlten.

„Nenne mich nicht neugierig, Freund," begann der alte Ruitsteen, „wenn ich Dich frage, ob Du vielleicht zu den Kriegern des Königs gehört hast, welche dem fremden Kaiser in Frankreich zu Hülfe ziehen mußten gegen den Kaiser in Rußland?"

„Ich habe den Feldzug mitgemacht gegen Rußland, guter Vater," antwortete der Lieutenant, „jetzt aber ist er vorüber, denn unser Feldherr der General von York wird sich in diesem Augenblicke wohl schon auf preußischem Grund und Boden befinden und ich glaube nicht, daß er von den Russen angegriffen wird. Mich schickt mein General eben nach Berlin, um Seiner Majestät dem Könige einen Bericht zu bringen über das, was sich bei uns auf dem äußersten linken Flügel des Kriegsschauplatzes ereignet hat."

„Wir haben von einem großen Strafgericht gehört, welches der allmächtige Gott verhängt haben soll über den fremden Kaiser in Frankreich, der unserm gnädigen Könige so viel Böses gethan!"

„Ja," rief der junge Offizier, „Ihr habt recht gehört, ich habe einen Theil der Trümmer gesehen, die noch übrig geblieben sind von der großen französischen Armee. Der französische Kaiser hat seine ganze Armee verloren, Tausende sind in großen Schlachten geblieben, Tausende gefangen worden, aber die größeste Zahl ist elendiglich umgekommen vor Frost und Hunger."

„Die Gerichte Gottes sind gewaltig!" seufzte der Mennonit.

Der Lieutenant erzählte weiter, was er von dem

graufigen Schickſale der großen Armee vernommen in Königsberg, denn er ſelbſt hatte bei dem Corps des Marſchalls Macdonald geſtanden, das abgeſondert von der großen Armee operirte. Der Offizier erzählte feurig, und er erzählte um ſo beſſer, als er die faſt athemloſe Aufmerkſamkeit bemerkte, mit welcher Suſanna ſeinen Worten lauſchte. Aber er erzählte nicht nur von der Niederlage der Franzoſen, er erzählte auch von den Hoffnungen der Preußen, die plötzlich überall wie verhaltener Brand aufſchlugen aus der Aſche, mit der Boruſſia ihr gebeugtes Haupt beſtreut nach dem Tilſiter Frieden; er ſprach von der nahe bevorſtehenden Erhebung Preußens gegen den fremden Zwingherrn, er erzählte, was in York's Hauptquartier nicht nur die Gemüther bewegte, ſondern was auch ſchon frei und offen ausgeſprochen wurde. Er malte mit jugendlicher Begeiſterung und ſoldatiſcher Empfindung den Kampf, der entbrennen werde gegen den franzöſiſchen Erbfeind; er ſchilderte den Streit, zu dem ganz Preußen ſich in ein Heerlager verwandeln werde, zu dem Jeder, der die Waffen tragen könne, Soldat werden müſſe.

Im Eifer ſeiner Rede hatte der junge Offizier nicht bemerkt, daß der junge Abraham Nuitſteen ſein

Gesicht niederbeugte, auf daß man die Thräne nicht sehe, die in seinem Auge blinkte; er sah nicht, daß der alte Mennonit mißbilligend sein Haupt schüttelte, er sah nur, daß das Spinnrad Susanna's still stand und daß das liebliche Mädchen, helles Roth auf den Wangen, mit begeisterten Blicken an seinem Munde hing.

Endlich sagte der alte Ruitsteen: „Verzeihe mir, Freund, wenn ich Dich bitte, einzuhalten in Deiner Erzählung, einem Kriegsmanne, wie Du bist, mag eine solche Sprache wohl ziemen, aber wisse, daß wir, meine Glaubensgenossen, den Krieg nicht billigen, weil wir uns an die Worte der Schrift halten, die da lauten: Wer Blut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden!"

„Verzeiht, guter Vater," entgegnete der Lieutenant, „ich hatte das einen Augenblick vergessen, ich wollte Euch nicht wehe thun, und dann dürft Ihr doch auch nicht vergessen, daß wir nicht Krieg führen wollen, um uns zu bereichern, oder um einen Vortheil zu gewinnen, sondern um die Ungerechtigkeit zu bezwingen und unsern König und unser Vaterland zu befreien, um unsere Brüder zu retten aus der Tyrannei des fremden Herrschers, und steht nicht auch geschrieben: Nie-

mand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für die Brüder!"

„Verzeihe mir, Freund," entgegnete der Mennonit ernst, „daß ich mit Dir nicht streite über diese Punkte, da Du ein Gast bist in meinem Hause."

Nach einer Pause tiefen Schweigens erhob sich der junge Nuitsteen auf einen Wink seines Vaters und führte den Offizier nach der Kammer, in welcher der Capitain in einem großen Bett behaglich schlief.

„Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für die Brüder!" murmelte der junge Mennonit für sich, als er von der Begleitung des Offiziers zurückkehrte. Die Reden des Lieutenants hatten einen mächtigen Eindruck gemacht auf ihn, und einen größern vielleicht noch hatten sie auf Susanna gemacht, obwohl sich das junge Mädchen desselben nicht so bewußt war.

Als der Lieutenant von Krummensee am andern Morgen erwachte, fuhr er erschrocken auf, als er bemerkte, daß das falbe Wintertageslicht bereits in die Kammer fiel, in welche er mit seinem Kameraden quartiert worden war; er saß in seinem großen Bette eine ziemliche Weile, sich langsam der Ereignisse des vergangenen Tages erinnernd, dann sah er nach der Uhr, die er auf dem Schemel neben dem Bette hinge-

legt hatte, und war mit einem mächtigen Satze aus dem Bette, als ihm die Uhr zeigte, daß bereits zehn Uhr Vormittags vorüber sei.

„Donnerwetter!“ rief er, in die mit Pelz gefutterten Stiefel fahrend, „zehn Teufel über den dummen Bauerkerl! hab' ich ihm gestern nicht noch ausdrücklich gesagt, daß wir spätestens um acht Uhr fahren müßten!“

„Was haben Sie denn, von Krummensee?“ fragte der Capitain, welchen der dröhnende Sprung seines Kameraden geweckt.

„Was ich habe? ei!“ der Lieutenant besann sich, „ei, wie geht's Ihnen, von Arenstorff? gut geschlafen?“

Der Lieutenant fragte mit wirklicher Theilnahme und trat in höchst unvorschriftsmäßigem Anzuge an das Bett des Capitains.

„Sie sind wahrhaftig ein guter Kerl, von Krummensee,“ sagte der Capitain, dem jungen Kameraden die Hand reichend, „ich erinnere mich jetzt der Geschichte von gestern, habe geschlafen wie ein Bär und bin frisch und gesund, nur leide ich am Magen, das heißt, ich spüre grimmigen Hunger.“

„Hunger? unmöglich krankhaftes Symptom,“ lachte

der Ulan, seine Beinkleider aufraffend, „Hunger höchst natürlich, nicht die Spur von Unerklärlichkeit, haben miserabel soupirt gestern Abend, von Arenstorff, wissen Sie? zwei Tassen Thee, glaub' ich, ohne Beilage."

„Es ist mir Alles wie ein Traum," versicherte der Capitain aufstehend und sich ankleidend, „was mit mir gestern Abend geschehen ist, eigentlich weiß ich nur noch, daß Sie mich glücklich bis hierher gebracht haben, von Krummensee."

„Donnerwetter," schrie der Lieutenant wieder, „ich wollte, ich hätte Sie schon wieder hier fortgebracht; denken Sie sich, von Arenstorff, es ist zehn Uhr vorüber, wir sollten lange unterwegs sein; ich hatte es unserm Schlittenbauer auch befohlen, uns zu wecken, aber vermuthlich hat's der Kerl von gestern her auch noch in den Gliedern, hat's verschlafen, und die Mennoniten haben vielleicht nicht die Gewohnheit, ihre Gäste zu wecken."

„Zehn Uhr, das ist stark," entgegnete der Capitain, „wir haben keine Zeit zu verlieren."

Beide Herren beeilten sich so viel als möglich mit ihrer Toilette und beendeten dieselbe mit soldatischer Raschheit; sie wollten eben die Kammer verlassen, als

sich die Thür derselben öffnete und der alte Mennonit eintrat.

„Gott gesegne Euch Euern Schlaf!“ lautete sein Morgengruß.

„Schön Dank, guten Morgen!“ antworteten die Offiziere.

„Du siehst, Freund,“ sagte der Alte, „daß Dein Gefährte ganz gesund ist heute, wie ich Dir gestern schon voraussagen konnte, denn ich verstehe mich auf solche Fälle und weiß, was Gott thun kann mit ein wenig kaltem Wasser und einigen Stunden gesunden Schlafes.“

„Ei, sagt mir doch, Vater Nuitsteen,“ fragte der Lieutenant, „warum Ihr's unterlassen habt, uns einige Stunden früher zu wecken, da Ihr doch hörtet, daß ich meinen Fuhrmann auf Tagesanbruch bestellte?“

„Verzeihe mir, Freund, wenn ich damit gegen Deinen Wunsch gehandelt habe,“ entgegnete der alte Mann nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, denn er glaubte schon, sich wirklich eines Vergehens schuldig gemacht zu haben, „meine Kinder meinten, Du und Dein Gefährte, Ihr hättet Beide die längere Ruhe nöthig nach den Anstrengungen des gestrigen Tages —“

„Nöthig oder nicht,“ unterbrach der Lieutenant

ärgerlich, obgleich er mit unwillkürlicher Eitelkeit daran dachte, daß die reizende Susanna aus zarter Fürsorge für ihn die Abreise verzögert hatte, „mein wackrer Alter, wir sind im Dienst, Ihr werdet verstehen, wo die Pflicht gebietet, da kümmert sich der preußische Offizier um nichts weiter, als eben darum, wie er sie am besten und schnellsten erfüllt.“

„Deine Ansichten sind löblich, Freund,“ antwortete der Mennonit ernst, „aber Du würdest wohlgethan haben, mich ausreden zu lassen, denn wenn die Fortsetzung Deiner Reise nur irgend möglich gewesen wäre, so würde ich für Dein rechtzeitiges Fortkommen Sorge getragen haben, aber der Herr hat um Mitternacht ein so mächtiges Schneewetter geschickt und es schneit noch immer so gewaltig, daß es nicht in Deiner Macht liegt, Deine Reise fortzusetzen.“

Dem Lieutenant schwebte ein grimmiges Donnerwetter auf den Lippen, aber er schluckte es hinunter, weil ihm der Mennonit mit seinen ernsthaften Augen gerade in's Gesicht sah.

„Ist denn gar kein Mittel, weiter zu kommen?“ fragte der Capitain.

„Würde ich es Dir nicht sagen, Freund?“ entgegnete der alte Nuitsteen mit vorwurfsvollem Ton, „doch

komm hinunter in die Stube und siehe selbst, daß Gott der Stärkere ist."

Die Offiziere folgten ihrem Wirth in die große Stube, die bei Tage noch weit sauberer erschien als am Abend zuvor. Sie blickten durch die Fensterscheiben in das tolle Schneewirbeln draußen und mußten sich selbst sagen, daß es eine Unmöglichkeit sei, in einem solchen Wetter den Weg in der Niederung zu finden.

Sie ergaben sich in ihr Schicksal, sie seufzten und blickten finster drein; als indessen gleich darauf die Mutter Nuitsteen erschien mit Butter und Brot und geräuchertem Fleisch und Käse, und hinter ihr, rosig und frisch, die liebliche Susanna mit dem Theegeschirr, da hellten sich die Gesichter der beiden Herren ziemlich rasch wieder auf, und mit heitrer Miene nahmen sie Platz an dem Frühstückstisch.

Der Capitain war zu hungrig, um der prächtigen alten Frau und dem liebreizenden jungen Mädchen mehr als einen kurzen Augenblick der Bewunderung zu schenken, dann machte er sich rüstig an's Werk und aß mit gewaltigem Appetit, dabei von der guten Mutter Nuitsteen unterstützt, die ihm vorlegte und für ihn

sorgte, wie eine zärtliche Mutter für ihren Sohn zu sorgen pflegt.

Der Ulanen-Lieutenant hatte sich nicht einer gleich umsichtigen Aufmerksamkeit zu erfreuen, denn obwohl ihm Susanna mit angeborenem Anstande die Tasse reichte, so überließ sie ihm doch im Uebrigen die Sorge für sein Frühstück selbst; wie alle jungen Mädchen, war sie am Morgen schüchterner als am Abend, auch hatte sie nicht, wie die Mutter, die Gewohnheit, für die Bedürfnisse der Männer zu sorgen.

Obgleich also der Lieutenant nicht so sorgfältig bedient wurde wie sein älterer Kamerad, so fühlte er sich doch viel glücklicher; es kam ein ganz unsäglich freudiges Gefühl über ihn, wenn seine Blicke den Blicken Susanna's begegneten, wenn sie ihre Augen vor seinem Blick mit sanftem Erröthen niederschlug, und der Ulan trank eine ganz unglaubliche Anzahl von Tassen Thee, nur um immer und immer wieder sagen zu können: „Darf ich Sie noch um eine Tasse Thee bitten, liebes Mädchen?"

Susanna begriff den Offizier rasch, sie fühlte, daß er seine Tasse nur darum so schnell leere, um sie um eine neue bitten zu können, und weil ihr seine Bitte lieb dünkte und wohllautete in ihrem Ohr, füllte sie

ihm die Tasse immer nur halb, aber sie wurde stets roth dabei, und es war ihr, als ob sie ein Unrecht begehe.

Endlich hatten die Herren ihr Frühstück beendet und waren allein, als die Frauen das Geschirr hinaustrugen, denn der alte Nuitsteen hatte die Stube schon früher verlassen.

„Was sagen Sie, von Arenstorff?" fragte der Ulan, obgleich derselbe den Mund nicht geöffnet hatte.

„Ich sage, daß sie sich in das allerliebste Mädchen verliebt haben, Herr Kamerad," entgegnete der Capitain leise, indem er dicht an den Ulanen trat und seine Hand auf dessen Schulter legte. „Sie werden roth," fuhr er fort, „nehmen Sie sich in Acht, Freund, Sie vergessen das liebe Kind wohl draußen im Krieg, im großen Kampf, der uns bevorsteht, aber das schöne Mädchen sah Sie ein paar Mal so an, daß mir der Bissen im Munde quoll, wenn ich daran dachte, daß sie vielleicht mit wundem Herzen hier bleibt nach Ihrer Entfernung."

„Ich bitte Sie, von Arenstorff!" sagte der Lieutenant, verwirrt die Augen niederschlagend.

„Sie sind ein nobler Cavalier durch und durch," nahm der ältere Offizier nach einer kleinen Pause das

Wort, „ich will das vertreten gegen Jedermann, mit Degen oder Pistolen, Sie werden den guten Leuten hier keinen Anlaß geben, die Gastfreundschaft zu bereuen, die sie gegen uns ausüben.“

Der Capitain sprach ernst und eindringlich.

„Aber sagen Sie nur um Gotteswillen,“ entgegnete der Ulan, der sich gesammelt hatte, „auf was für wunderliche Gedanken kommen Sie da, Herr Kamerad? Habe mein Stück Eitelkeit so gut wie ein Anderer, ist mal so bei Ulanen, und bei Infanterie wird es nicht anders sein, aber dieses schöne Kind wird sich nicht gleich in mich verlieben, habe erträglich gute Meinung von mir, kann aber doch das Compliment nicht annehmen, das Sie mir mit Ihrer Besorgniß machen, ist zu viel, auf Ehre.“

Der junge Offizier sprach wirklich aufrichtig, er war kein Geck, und die leichten Allüren beruhten bei ihm nur auf gesellschaftlichen Angewöhnungen. Der Capitain durchschaute das wohl, aber seinem Scharfblick war es dennoch nicht entgangen, daß die junge Menonitin einen eben so tiefen Eindruck auf das Herz des Lieutenants gemacht, wie dieser auf das des Mädchens. Auch war ihm in der ersten Minute klar geworden, daß Susanna, vielleicht, ja wahrscheinlich, ohne es zu

wissen, anders fühle, als ihre Eltern, als ihre Bekenntnißgenossen, und das erklärte ihm den Eindruck, den sein Kamerad auf ihr Herz gemacht. Daß das feurige Gemüth des jungen Reiters nicht eine Minute unempfindlich bleiben konnte solchen Reizen gegenüber, das begriff er ohne Mühe. Indessen sagte er jetzt weiter nichts, sondern beschloß nur, seinen jüngeren Kameraden nicht einen Augenblick aus den Augen zu lassen und jede weitere Annäherung zwischen den beiden jungen Leuten unmöglich zu machen.

Er hatte nicht eben lange Zeit, diesem Vorsatz nachzudenken, denn gleich darauf kehrte Susanna mit ihrem Bruder Abraham zurück, dessen ernstes, männliches Wesen dem Capitain ungemein zusagte.

Es war Susanna, welche das Gespräch auf den Krieg leitete; der Capitain, der es hauptsächlich führte, bemerkte bald, daß das junge Mädchen die strengen Ansichten der Mennoniten über den Krieg nicht theile, und daß der Bruder, der sichtlich unter dem Einfluß der Schwester stand, wie sie denke.

Der Lieutenant, sich der Worte seines älteren Kameraden erinnernd, wagte das junge Mädchen kaum anzusehen, schwieg meistens und sagte nur von Zeit zu Zeit ein verlegenes Wort.

Susanna bemerkte das rasch genug, und plötzlich trat sie vor den jungen Krieger und fragte mit der süßesten Theilnahme in Blick und Wort: „Was fehlt Dir, Freund? Du bist anders als gestern, anders als vorher, hat Dich etwas gekränkt hier? oder bist Du leidend?“

Der Lieutenant war keiner Antwort mächtig, ein Wonneschauer durchrieselte ihn, und der Capitain zitterte vor dem Eindruck, den diese theilnehmenden Mädchenworte, wie er wohl fühlte, auf seinen jungen Kameraden machen mußten, um so mehr machen mußten, als sie mit einer völlig unschuldigen Unbefangenheit ausgesprochen wurden. Er begriff, daß dieser Unbefangenheit gegenüber die Ausführung seines Planes große Schwierigkeiten haben werde.

Der Ulan ergriff eine der kleinen Hände Susanna's und sagte leidenschaftlich bewegt: „Ich bin traurig, liebes Mädchen, weil ich schon so bald von hier fortgehen muß.“

„Wie,“ rief Susanna, „Du freuest Dich nicht, Freund, daß Du in den Kampf gehen darfst für den geliebten König und streiten als ein Held für die Brüder? Gestern spracheſt Du anders.“

„Ich freue mich, liebes Mädchen,“ antwortete der

Lieutenant, aber ich bin auch traurig, denn wenn ich heute oder morgen von hier ziehe, kehre ich nie wieder hierher zurück."

„Dein Leben steht überall in Gottes Hand, mein Freund," erwiederte Susanna unschuldig, „wenn Du als ein Held streitend den Tod erleidest, so tröstet Dich Gott mit dem schönen Spruch, den Du gestern uns in's Gedächtniß riefest: Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für die Brüder! Die Brüder aber, für die Du Dein Leben gelassen, und alle ihre Angehörigen, sie werden Dich preisen und Dein gedenken in Liebe und Dankbarkeit. Wenn Dich aber der allmächtige Gott vor Tod und Gefahren schirmet im Kampfe, dann kannst Du auch hierher zurückkehren."

Der junge Offizier war außer sich, völlig hingerissen drückte er Susanna's Hand an seine Brust und rief: „Und wirst Du es sein, willst Du es sein, geliebtes Mädchen, die mir den Kranz reicht, wenn ich heimkehre nach dem Siege? Oh, wenn ich tausend Leben hätte, ich würde sie einsetzen für Dich, geliebtes Wesen."

Helles Scharlachroth färbte das Antlitz des jungen Mädchens, und obwohl sie sagte Ich verstehe Dich

nicht, Freund!“ so hatte sie ihn doch verstanden, wenngleich sie es selbst nicht klar wußte.

Das Alles hatte sich so schnell begeben, Rede und Gegenrede waren so rasch gefolgt, daß der Capitain nicht im Stande gewesen war, auch nur ein warnendes Wort einzuschieben; er hatte der raschen Entwickelung mit demselben sprachlosen Erstaunen beigewohnt, wie Abraham Nuitsteen, der junge Mennonit, nur hatte er ein richtigeres Verständniß für das, was eigentlich geschehen war, wie dieser, der sich begnügte, zu sagen: „Liebe Schwester, laß unsern Vater nicht hören, daß wir über den Krieg nicht so denken, wie die Gemeinde, und Du, Freund, der Du ein großes Wohlgefallen an meiner Schwester zu finden scheinst, weil sie eben so gut als klug und dabei auch wohlgestaltet ist, vergiß nicht, daß die Tochter eines Mennoniten nie die Deine sein kann; solche Worte aber, wie Du ihr gesagt hast, darf von Dir nur ein Weib hören, um welches Du werben kannst, ich bitte Dich also, Freund, nicht weiter in dieser Weise zu reden mit meiner Schwester.“

Susanna warf ihrem Bruder einen Blick zu, der eben nicht freundlich war, dann eilte sie aus dem Gemach.

„Ich fürchte, Deine verständige Rede kommt schon

viel zu spät, Freund Mennonit!“ sagte der Capitain leise zu sich selbst, laut aber sagte er: „Ihre Schwester ist ein kluges Mädchen, lieber Ruitsteen, sie wird nicht allzu viel Gewicht legen auf einige überschwängliche Worte meines Freundes.“

„Ich hoffe es,“ antwortete der junge Mann, „aber sei mir nicht böse, Freund,“ er hielt dem Lieutenant die Hand hin, „die Weiber sind schwach, darum habe ich gesprochen, nicht um Dir wehe zu thun.“

Der Lieutenant drückte die Hand Abrahams, es war ja Susanna's Bruder, aber er sagte nichts, denn er war nicht im Stande, zur Zeit sich Rechenschaft zu geben, die Empfindungen der verschiedensten Art stritten sich in seinem Herzen.

Bald darauf kam der alte Mennonit herein; er verkündete den Herren, daß sich das Schneegestöber gelegt habe, daß es vielleicht um Mittag sich aufhellen werde, und daß sie dann noch heute wenigstens die große Straße würden erreichen können, obwohl er ihnen eine schwere Reise vorhersage.

Der Mennonit setzte seinen Gästen Pfeifen und Taback vor.

Auf der großen silbernen Tabacksdose bemerkte der Capitain ein adliges Wappen.

„Wessen ist das Wappen?“ fragte er neugierig.

„Es ist das meinige, Freund,“ entgegnete der Bauer, „oder wenn Du willst, das Wappen meiner Väter, welche zu katholischen Zeiten Edelleute waren. Der alte silberne Kasten ist mit meinem Großvater aus Holland bis hierher gewandert; wir halten das alte Geräth werth, obwohl wir nicht glauben, daß wir besser sind wegen unserer adeligen Abstammung; ja, Freund, mein Großvater ist ein Kriegsmann gewesen, wie Du einer bist, ehe denn er sich zur Lehre Menno Simonis, unseres Stifters, bekannte; sie sagen, es stände in vielen Büchern, daß der Oberst Jan von Nuitsteen die holländische Stadt Dendermonde gar wacker vertheidigt habe für den Prinzen von Oranien. Doch das sind alte Geschichten, reden wir nicht mehr davon.“

Der alte Mann brach ab, weil er selbst fühlte, daß er lieber von dem Kriegsruhm seines Großvaters sprach, als sich mit den strengen Grundsätzen seiner Secte vertrug; dem Capitain aber entging es nicht, daß das Auge des jungen Nuitsteen flammte, als er von der Belagerung von Dendermonde hörte und von der tapfern Vertheidigung dieser Stadt durch seinen Urgroßvater.

Die größeste Freude aber über die Mittheilung des alten Mennoniten hatte unstreitig der Lieutenant von Krummensee, der sein Gesicht plötzlich nach dem Fenster kehrte, scheinbar besorgt nach dem Wetter blickend, der sich aber nie weniger um das Wetter bekümmert hatte, als in diesem Augenblick gerade.

„Fräulein Susanna von Nuitsteen," sagte er ganz leise, aber auch ganz entzückt vor sich hin.

Zeitig wurde das einfache Mittagsmahl aufgetragen, zeitiger noch als sonst, denn das Wetter hatte sich wirklich so weit aufgehellt, daß die Offiziere es wagen konnten, ihre Reise fortzusetzen, um wenigstens die große Straße nach Berlin zu erreichen am selbigen Tage.

Der Lieutenant zeigte sich beim Abschied gefaßter, als der Capitain gedacht, der noch eine Scene gefürchtet hatte; die ganze Familie begleitete die Herren bis an den Schlitten, da aber hatte der tapfere Offizier kaum den Muth, dem jungen Mädchen die Hand zu reichen; als er es gethan, drückte er sie entschlossen an seine Lippen und flüsterte halb athemlos: „Wir sehen uns wieder!" Dann fiel er Susanna's Mutter um den Hals und küßte die alte gute Frau auf das Zärtlichste.

Susanna erröthete, sie fühlte, daß diese Küsse ihr galten, und vielleicht ahnte es die Mutter auch.

„Gott segne Deinen Ausgang, Freund!“ sagte der alte Nuitsteen.

Die Rosse zogen an und der Schlitten fuhr aus dem Hofe.

Die ganze Familie stand an dem Hofthor; noch aus der Ferne sahen sie den Lieutenant mit der Hand winken, und sie erwiederten Alle seinen Gruß; aber Susanna wußte, daß dieser Gruß ihr allein galt, und träumerisch kehrte sie in das Haus zurück.

Sie fühlte in ihrem Innern eine so süße, so selige Traurigkeit, und ihr Herz war so voll von bisher nicht gekannten, nicht geahnten Gefühlen, daß es sich durch Thränen Luft machen mußte.

Erst als Susanna sich recht satt geweint in ihrer stillen Mädchenkammer, kam sie wieder hinunter zu den Ihrigen; sie war heiter wie sonst und rührig wie sonst, und doch war sie ganz anders geworden, das bemerkte die Mutter wohl, wenn auch Vater und Brüder nichts davon sahen.

Die frühere Stille herrschte am Heerde der Mennoniten.

Zweites Kapitel.

Graf Louis von Narbonne.

„Ach könnt' ich, könnte vergessen Sie,
Ihr schönes, liebes, liebliches Wesen,
Den Blick, die freundlichen Lippen die!
Vielleicht ich möchte genesen;
Doch ach! mein Herz, mein Herz kann es nie,
Und doch ist es Wahnsinn, zu hoffen Sie;
Und dann wie kann ich vergessen Sie,
Ihr schönes, liebes, liebliches Wesen,
Den Blick, die freundlichen Lippen die?
Viel lieber nimmer genesen!"

(Graf Thiebaut von Champagne, König von Navarra.)

Gegen Abend, am zweiten Weihnachtsfeiertag 1812, war's; die Lichter waren schon angezündet und die Vorhänge herabgelassen in dem Hotel, welches der Gesandte des französischen Kaisers am königlichen Hofe zu Berlin, Unter den Linden Nr. 73, bewohnte.

Der Graf von Saint-Marsan ging in seinem Cabinette auf und ab, mit langsamen Schritten wandelnd; er dictirte seinem Schreiber, der an einem Tischchen

vor dem Spiegel saß, einen Bericht für den Staats=secretair Herzog Maret von Bassano.

Der Bericht floß über schier von Complimenten für den preußischen Staatskanzler Baron von Harden=berg nnd gab dem kaiserlichen Ministerium die Ver=sicherung, daß Preußen treu ausharren werde bei der Alliance mit Frankreich, trotz des Unglücks der großen Armee in Rußland; der König Friedrich Wilhelm habe sich selbst in den stärksten Ausdrücken ausgesprochen gegen einzelne Regungen und Feindseligkeiten gegen Frankreich, welche sich hier und da kund gegeben unter dem Volke. Allerdings fehle es auch in Berlin, mel=dete der Gesandte in seinem Bericht, nicht an einfluß=reichen Männern, welche zum Kriege gegen Frankreich drängten und die Zeit für günstig hielten, ihrem Haß Folge zu geben, indessen sei der Wille des Königs und seines Ministers stark, und darum von den Kriegs=lustigen zur Zeit nichts zu fürchten.

Das Geräusch eines Wagens, der vor dem Hotel des Gesandten hielt, unterbrach diesen in seiner Be=schäftigung; er hielt nachdenkend inne und fragte sich selbst: wer kann das sein? denn er erwartete keinen Besuch. Eben wollte er seinem Kammerdiener klingeln, um zu befehlen, daß er für Niemand zu Hause sei,

da verrieth ihm eine eigenthümliche Bewegung, die sich in seinem Vorzimmer kundgab, daß es eine Person von Bedeutung sein müsse, welche angekommen.

Die Flügel der Thür wurden in demselben Augenblick geöffnet, als sich der Gesandte ihr näherte, und es trat ein älterer Herr ein, dessen ausgezeichnet feines, geistvolles Gesicht, dessen schöne, dunkele Augen in vollster Harmonie standen mit der eleganten Haltung seines schlanken Körpers und seiner einfachen, aber geschmackvollen Reisekleidung.

„Sie entschuldigen meinen späten Besuch, Herr von Saint-Marsan!"

„Wie, der Herr Graf von Narbonne!" rief der Gesandte im höchsten Grade erstaunt und winkte seinem Secretair, das Zimmer zu verlassen.

Graf Louis von Narbonne, ein vollendeter Cavalier und Hofmann, von vornehmer Herkunft; er stammte durch eine Seitenlinie von dem altcastilischen Hause der Lara, geboren im Pallast einer Tochter von Frankreich, Elisabeths von Bourbon, Herzogin von Parma, bei welcher sein Vater sowohl als seine Mutter hohe Hofämter bekleideten, war in Versailles erzogen worden. Später wurde er Ehrencavalier in dem Hofstaat der Mesdames de France, der Tanten Lud-

wigs XVI., diente mit großer Auszeichnung und wurde endlich Kriegsminister Ludwigs XVI. in den letzten Zeiten der gesetzgebenden Versammlung, kurz vor der völligen Niederlage des Königthums. Aus der Emigration bot er sich in einem Brief an den Convent zum Vertheidiger des Königs in dessen Prozeß an, wurde aber natürlich nicht angenommen. Unter dem Consulat war Graf Narbonne zurückgekehrt nach Frankreich, hatte sich später dem Kaiserthum ralliirt und war, sechzig Jahr alt, Adjutant des Kaisers Napoleon geworden, der ihn gern zum Oberhofmeister der Kaiserin Marie Louise gemacht hätte, der aber in diesem einen Falle seinen mächtigen Willen nicht durchsetzen konnte. Der General-Lieutenant Graf Narbonne hatte den Feldzug in Rußland als Adjutant des Kaisers mitgemacht frisch wie ein Jüngling, jetzt bereiste er im Auftrage des Kaisers die deutschen Höfe, um zu erfahren, welchen Eindruck das große Unglück in Rußland auf die Gesinnungen der deutschen Fürsten und Völker gemacht.

Graf Louis von Narbonne war im Jahre 1812 trotz seiner 62 Jahre noch immer, was er schon vor der Revolution gewesen, einer der wohlwollendsten Männer in Frankreich, ein tapferer Soldat, ein voll-

endeter Cavalier und geistreicher Weltmann; wegen seiner gewinnenden Formen und mannichfachen Erfahrungen im Leben auch in gewissen Verhältnissen ein geschickter Diplomat, aber trotz einzelner sehr richtiger und klarer Anschauungen ein schwacher Politiker und unter allen Umständen kein wirklicher Staatsmann.

Der Graf von Narbonne war erzogen zu einer Zeit, wo der Liberalismus noch vornehme Mode, noch exclusiver Hofton war, später war er in die wohlgemeinten, aber grundfalschen und gefährlichen Theorien Turgots eingeweiht worden und hatte seine politische Bildung beendet in dem Salon Neckers, in welchem die geistreiche Art und Weise der Frau von Staël ihn zu dem hölzernen Liberalismus des Genfer Banquiers bekehrt hatte.

Die gräßlichen Folgen des liberalen Anfangs, die schauerlichen Ereignisse der Schreckenszeit hatten den Grafen, den seine Geburt und auch seine spätern Erlebnisse zum festen Anhänger des Königthums hätten machen sollen, der seinen Gefühlen und Neigungen nach auch Royalist war, zum Bewunderer der kaiserlichen Regierung gemacht; Graf Narbonne glaubte das Heil der Völker wirklich in dem „aufgeklärten Despotismus" zu sehen, mit welchem Napoleon regierte,

freilich mißbilligte er überall die herben Formen, in welchen derselbe mehr und mehr sich gefiel.

In diesem Augenblick, nach seiner Niederlage in Rußland, konnte Napoleon unmöglich einen Mann finden, der so wie Graf Narbonne geeignet gewesen wäre, die Höfe Deutschlands in seinem Vortheil zu besuchen; der gewaltige Herrscher hatte ein dunkles Gefühl, daß die persönliche Ehrenhaftigkeit des alten Cavaliers und die gewinnenden Formen des vornehmen Weltmannes seiner Sache jetzt förderlicher sein würden, als das brusque Auftreten seiner Marschälle und die Drahtpuppen-Behendigkeit der Diplomaten, die das Kaiserthum selbst gebildet hatte, ohne alle Selbstständigkeit, nur fähig, nach genauen Instructionen aus Paris zu handeln.

Graf Narbonne war vor dem Feldzuge französischer Gesandter in München gewesen, er kannte die Lust, welche die süd- und mitteldeutschen Fürsten an der durch Napoleon erlangten Souverainetät hatten, er wußte, wie dieselben und noch mehr deren Minister den, eben aus dem überwiegenden Einfluß Frankreichs leicht zu erklärenden, Trieb hatten, ihre Staaten nach dem Muster Frankreichs zu regieren und auch bei sich Alles auf napoleonischen Fuß zu setzen. Auf diese

Kenntniß gründete Graf Narbonne seine Hoffnung, die deutschen Fürsten bei dem Bündniß mit Napoleon zu erhalten.

Freilich war auch er nicht ohne trübe Ahnungen: er begriff, welchen gewaltigen Stoß daß Ansehen Napoleons durch die Niederlage in Rußland erlitten, ja, er hielt dasselbe für noch mehr gefährdet als es wirklich war, weil er doch nicht ganz die riesenhaften Hülfsquellen zu beurtheilen verstand, die Napoleon in seinem Genie fand und durch dieses bei dem französischen Volke, das er gehorchen gelehrt hatte, wie selten ein Herrscher vor ihm eine unbändige Nation.

Deshalb trachtete er die hochfahrenden Formen, in denen die napoleonische Diplomatie, namentlich in Deutschland aufgetreten war bislang, nach Kräften zu mildern, sie durch gewinnendere zu ersetzen; er wollte die Höfe, denen Napoleon bis jetzt nur befohlen hatte, mit ihm versöhnen, er wollte ihre Freundschaft gewinnen, während bis jetzt nur Gehorsam gefordert worden war.

In Süddeutschland nun hätte diese Politik Aussicht auf Erfolg gehabt, auch in Oesterreich, in Norddeutschland aber war sie hoffnungslos, denn der Haß gegen Napoleon und die Franzosenherrschaft, die hier

alle Schichten der Bevölkerung in fast gleich hohem Grade durchdrang, machte eine Versöhnung selbst dann unmöglich, wenn Napoleon zu den Opfern und der Nachgiebigkeit bereit gewesen wäre, die Graf Narbonne bei ihm fälschlich voraussetzte, weil er ihn nach einem zu kleinen oder zu großen Maßstabe messen mußte.

Seine kurze Reise in Norddeutschland und was er auf derselben von dem Geist der Bevölkerung kennen gelernt, erfüllte den Grafen mit den größesten Besorgnissen.

Kopfschüttelnd hörte er die Berichte des Grafen Saint-Marsan über die guten Gesinnungen des preußischen Hofes und des preußischen Ministeriums.

„Ich bitte Sie dringend, Herr von Saint-Marsan," sagte er seufzend, nachdem derselbe seine rosige Schilderung der Verhältnisse beendet, „diesen Bericht nicht nach Paris abgehen zu lassen, Sie schildern in Ihrer gewohnten unübertrefflichen Weise die Verhältnisse am preußischen Hofe und die Stimmung in den Kreisen, welche vom Hof und dem Ministerium aus zunächst beeinflußt sind; Ihr Scharfblick täuscht Sie auch darin nicht, daß Sie die königliche Autorität mächtiger glauben, als das Drängen kriegslustiger Persönlichkeiten und Parteien; und dennoch, verzeihen Sie mir, Herr Graf,

sind Sie in einen Irrthum verfallen, der verhängnißvoll für Frankreich werden könnte, wenn Sie diesen trefflichen und überzeugenden Bericht nach Paris abgehen ließen."

„Mein Gott, Herr Graf," rief Saint-Marsan, „Sie glauben doch nicht an eine so tiefe Hinterlist bei dem Könige Friedrich Wilhelm?"

„Gewiß nicht, Herr von Saint-Marsan," entgegnete Narbonne, „ich bin überzeugt, daß der König von Preußen in seiner persönlichen Ehrenhaftigkeit seinen Versprechungen und dem Bündnisse mit uns treu bleiben wird, so lange er kann, so lange es möglich ist, darin haben Sie vollkommen recht, auch täuschen Sie sich nicht in der Voraussetzung, daß die preußischen Minister dem Willen ihres Souverains aufrichtig dienen, aber nach den Erfahrungen, die ich in den letzten Tagen gemacht habe, ist es nicht möglich, daß der König von Preußen lange unser Alliirter bleibt; ja, mein Herr, es giebt etwas, was stärker ist, als der Wille des Königs, und das ist in dem einfachen Satze ausgesprochen: es ist unmöglich, Alliirte zu behalten, die man auf das Härteste behandelt und beraubt hat, sobald man aufhört der Stärkste zu sein; wir können von diesem Könige und seinem Volke nicht erwarten,

da sie jetzt aus Freundschaft und freiwillig noch mehr für uns thun, als sie bisjetzt durch unsere Uebermacht gezwungen für uns thun mußten. Das ist die Unmöglichkeit, mein Herr, vor der auch der Wille des Königs von Preußen weichen muß binnen kurzer Zeit; er wird sich gezwungen sehen, einen Preis auf sein Bündniß mit uns zu setzen, den der Kaiser nicht zahlen kann, und dann werden wir einen Krieg haben, und zwar einen Krieg auf Tod und Leben. Es wird an dem Hofe dieses achtungswerthen Monarchen keine Comödie gespielt, ich weiß es, hier ist nicht von einem angesponnenen Verrath die Rede, aber ich sage Ihnen, Herr Graf, der Krieg zwischen uns und Preußen hat bereits begonnen, dieses ganze Volk ist bereits in Haß gewaffnet und gepanzert gegen uns, es wird losbrechen auf das erste Signal. Ich werde morgen dem Kaiser melden, daß er von Preußen nichts weiter zu hoffen hat, als einen Kampf auf Tod und Leben."

„Ich bin gewiß geneigt," entgegnete der Gesandte, „den höheren Einsichten und dem Scharfblick des Herrn Grafen mich zu unterwerfen, aber ich bin außer Stande, Ihnen beizupflichten so ganz und gar; gewiß, Herr Graf, ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich hier nichts verabsäumt habe, mich über die Ansichten an

leitender Stelle zu unterrichten, auch vertraue ich viel dem Urtheil des ersten Secretairs meiner Ambassade, des Herrn Lefebvre, dieser aber stimmt ganz mit mir überein."

„Mein theurer Herr von Saint-Marsan," nahm der Graf nach einer kleinen Pause mit der gewinnenden Freundlichkeit, die ihm vor Vielen im höchsten Grade eigen, „ich bezweifle weder Ihre, noch des Herrn Lefebvre Thätigkeit und Umsicht, Sie haben auch ganz Recht, Sie sind sicher über die Ansichten, die an leitender Stelle herrschen, aber es wird die Zeit kommen, und ich fürchte, sie ist noch näher, als es scheint, da es dem Könige von Preußen und seinen Ministern unmöglich sein wird, den Ansichten Ausdruck zu geben, die sie jetzt für uns hegen. Wir sind ja ganz einig darüber, daß der preußische Hof jetzt noch entschlossen ist, mit uns zu gehen und dem geschlossenen Bündniß treu zu bleiben, ich hege meines Theils nur die Ansicht, daß der preußische Hof bald nicht mehr können wird, wie er jetzt will; es ist in diesem Lande eine Bewegung der Geister, die uns feindselig ist, wie sie es denn auch nicht anders sein kann; dieser aber wird der König, eben weil er Souverain, ein von uns beraubter, besiegter und hart behandelter Souverain ist, bald genug das Zeichen zum Losbruch geben müssen."

Offenbar machten die Vorstellungen des Grafen von Narbonne Eindruck auf den Gesandten; er war nicht mehr so sicher, als vorher, und leise sagte er: „Dann wünschte ich fast, Herr Graf, der Kaiser hätte das neunundzwanzigste Bülletin in anderer Form erlassen!“

„Was meinen Sie, mein Herr?“ fragte Narbonne.

„Das neunundzwanzigste Bülletin der großen Armee,“ entgegnete der Gesandte etwas verwundert; „sollte dem Herrn Grafen der „Moniteur“ vom 20. December noch nicht zugekommen sein?“

„Ich bitte Sie darum,“ rief Narbonne lebhaft, „mein Gott, und was enthält dieses Bülletin?“

Der Gesandte klingelte und befahl den „Moniteur“ zu bringen.

„Das Bülletin,“ antwortete er, „ist gestern hier angekommen, es enthält ein offenes Bekenntniß unserer Niederlagen.“

„Das wäre kein Fehler,“ meinte der Graf, „aber Sie sind ängstlich, Herr von Saint-Marsan?“

„Sie werden selbst urtheilen, Herr Graf,“ erwiederte der Gesandte; „mich frappirte die Form an einigen Stellen, aber die Ansichten des Herrn Grafen, die ich so eben vernommen, lassen mich fürchten, daß

man mit diesem Actenstück einen großen Mißgriff begangen hat."

„Ist es hier schon bekannt? fragte Narbonne.

„Man kennt es bei Hofe, in diesen Tagen werden es alle Zeitungen haben!"

Der Gesandte reichte dem Grafen das Blatt, das man ihm eben brachte.

Der Graf las, Saint-Marsan, der sich ihm gegenübersetzte, suchte mit beinahe ängstlicher Aufmerksamkeit den Eindruck, den das Bülletin auf den Lesenden machte, in dessen Gesichtszügen zu verfolgen.

Tiefe Theilnahme sprach sich in den Zügen Narbonne's aus, als er den Bericht des grenzenlosen Elendes überlas, von dem er selbst Zeuge gewesen, wenigstens zum Theil; bald hing eine Thräne an der Wimper des wackern Edelmannes, dann athmete er schwer und sagte: „Wie? habe ich recht gelesen?"

Er las mit halblauter Stimme, wie um sich zu überzeugen, daß er sich nicht verlesen habe: „Diejenigen, welche die Natur so geschaffen hat, daß sie Alles überwinden können, bewahren ihre Heiterkeit und ihr gewöhnliches Wesen, sie suchen in neuen Gefahren immer nur eine günstige Gelegenheit, neuen Ruhm zu erwerben!"

Der Graf hielt inne, große Thränen rollten über seine Wangen, dann aber sagte er bitter, wie er selten sprach: „Der Kaiser konnte Alles sagen, aber Heiterkeit, oh Gott, Heiterkeit, das durfte er nicht sagen! Herr Graf, verzeihen Sie, Heiterkeit, allbarmherziger Gott, Heiterkeit den Scenen gegenüber, die wir schauen mußten!“

Dem Grafen Narbonne schauderte bei der Erinnerung an die Beresina, und im „Moniteur“ stand: Heiterkeit.

Und Narbonne war ein Edelmann, dessen Bravour über allem Zweifel erhaben war, der sich als ein fester Mann gezeigt hatte im Donner der Schlacht eben so wohl, wie aufrührerischen Volkshaufen gegenüber; welchen Eindruck mußten diese Worte auf schwächere Gemüther machen?

Es lag in jenen grausamen Worten ein Hohn gegen Alle, welche den furchtbaren Scenen Rußlands nicht mit „Heiterkeit“ beigewohnt, und dieser Hohn hat dem französischen Imperator viele, viele Herzen entrissen.

Lange dauerte es, bevor Graf Narbonne wieder so viel Ruhe hatte, das Bülletin bis zu Ende zu lesen.

Der Schluß aber schien ihn völlig zu vernichten.

„Die Gesundheit des Kaisers ist niemals besser ge-

wesen!“ las er laut, „mein Gott!“ rief er dann, „warum schleudert er diesen Hohn in all' die Tausende von Familien Frankreichs, in denen die Trauer um die Theuren herrscht, die dort für ihn gefallen. Hundert=tausend Franzosen sind untergegangen für ihn, und Er sagt ihren Witwen und Waisen zum Trost, daß seine Gesundheit nie besser war! Allbarmherziger Gott, wer hat dieses Bülletin geschrieben?“

„Er selbst hat es redigirt,“ sagte der Gesandte be=kümmert, „er hat es mich expreß wissen lassen, das machte mich gleich bestürzt, denn es lag in dieser Mit=theilung eine Geflissentlichkeit, die mir zugleich die Klagen erklärt, die von allen Seiten ertönen.“

„Was für Klagen?“ fragte der Graf sich sammelnd und aufmerksam werdend.

„Der Kaiser soll seine treuesten Diener, selbst die Minister und Marschälle, jetzt mit einer Härte behan=deln, die man früher, wenigstens seit den Zeiten des Consulates, nicht an ihm bemerkt haben will. Er, doch ich berichte hier nur nach wenig verbürgten Mit=theilungen,“ unterbrach sich der Gesandte plötzlich.

Der Diplomat glaubte schon zu viel gesagt zu haben.

Graf Narbonne aber war wenig aufmerksam; mit

seinen eigenen schweren Gedanken beschäftigt, sagte er leise vor sich hin: „Sollte der glänzende Tag des Kaiserthums vorüber sein? Der Brand von Moskau leuchtet wie ein riesiges Abendroth am Himmel! Doch nein, ein Abendroth im Osten! Die Sonne geht nicht im Osten unter, es sind Schatten, Wolken, welche über die Sonne von Austerlitz ziehen, sie gehen vorüber und die Sonne strahlt herrlicher und leuchtender als vorher!“

Die beiden Diplomaten des Kaiserthums schwiegen lange.

„Dieses Blatt,“ sagte endlich Narbonne, den Moniteur emporhebend, „ist für den Kaiser trauriger als eine verlorene Schlacht.“

„Meinen Sie,“ fragte der Gesandte ängstlich, „daß das Bulletin wirklich einen so schlimmen Eindruck auf das Ausland macht?“

„Ausland?“ rief Narbonne, „ach nein, Herr Graf, das ist eine Niederlage, die der Kaiser im Innern, im Herzen Frankreichs erlitten hat!“

Beide Männer fühlten jetzt die Nothwendigkeit, einem Gespräch ein Ende zu machen, das zu nichts führen konnte.

„Ich muß Ihnen in mehrfacher Beziehung lästig

fallen, mein theurer Herr von Saint-Marsan," nahm Graf Narbonne in gefaßterm und ruhigerm Tone das Wort, „nicht genug, daß ich Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehme, daß ich Ihr Haus —"

„Es ist des Kaisers Haus, Herr Graf," unterbrach Saint Marsan verbindlich, „ich darf nicht auf die Ehre stolz sein, den Herrn Grafen Narbonne in meinem Hause zu bewirthen."

Narbonne reichte dem Gesandten mit unübertroffener Freundlichkeit die Hand, dann fuhr er fort: „Nun muß ich aber auch noch meinen Freund, den Grafen von Saint-Marsan bitten, mir allerlei kleine nützliche persönliche Notizen zu geben, damit ich morgen nicht als ein allzu Fremder auf dem preußischen Boden erscheine, wenn mir der kaiserliche Ambassadeur eine vertrauliche Unterredung mit dem Staatskanzler dieses Landes verschafft hat."

„Belieben der Herr Graf zu fragen, ich bin ganz und durchaus zu Ihren Diensten!" lautete die Entgegnung.

Der Gesandte, der bis dahin den Grafen Narbonne nur oberflächlich gekannt, war ganz hingerissen von dessen Manieren. Der Edelmann von alter Familie fand sich zu seines Gleichen um so mehr hinge-

zogen, als das diplomatische Corps des Kaiserreichs eigentlich eine ziemlich gemischte Gesellschaft bildete und die Gesandten im ordentlichen Dienst oft durch das brusque Auftreten und die schlechten Manieren der außerordentlichen Sendlinge des Imperators eben so viel litten, als die Höfe, bei denen sie accredirt waren.

„Was ist der Baron von Hardenberg für ein Mann?“ fragte Narbonne.

„Beinahe ein preußischer Narbonne,“ entgegnete der Gesandte.

Der Graf verbeugte sich zweideutig lächelnd.

„Oh! nein,“ rief Saint-Marsan lebhaft, „das ist ein großes Compliment für den preußischen Staatskanzler, aber nur ein geringes für Eure Excellenz!“

„Dann wird Herr von Hardenberg,“ entgegnete der Graf überlegend, „jedenfalls sofort von mir allerlei Begünstigungen und Vortheile für seinen Souverain verlangen, denn wenn ich preußischer Staatskanzler wäre, so würde ich die Bescheidenheit unter diesen Umständen für Felonie halten.“

„Herr von Hardenberg,“ bemerkte der Gesandte, „wird Ihnen zeigen, daß ich ihn richtig beurtheilt habe, und er wird seine Wünsche in Formen kleiden, an

denen selbst der Graf Narbonne nichts zu tadeln finden wird."

„Sie sind unendlich freundlich, mein theurer Herr von Saint-Marsan," fuhr der Graf fort, „aber meinen Sie nicht, daß ich den Herrn Staatskanzler zunächst nur um eine Privataudienz bei Seiner Majestät dem Könige von Preußen ersuche und erst nach der Audienz weiter mit ihm verhandle?"

Der Gesandte schwieg und sah den Grafen fragend an.

„Was haben Sie, Herr Gesandter?" fragte Narbonne.

„Darf ich ganz aufrichtig sein, Herr Graf?"

„Ich bitte dringend darum!"

„Haben Eure Excellenz Vollmacht, dem preußischen Hofe bestimmte Versprechungen zu machen?"

„Nein, mein theurer Herr von Saint-Marsan, meine Sendung ist eine ganz allgemeine, ich kann etwas Bestimmtes durchaus nicht versprechen, ich soll nur sondiren, Sie verstehn mich!"

„Vollkommen," erwiederte der Gesandte; „in diesem Falle werden Sie Herrn von Hardenberg auch nichts abzuschlagen haben und können freigebig mit Aussichten und Hoffnungen sein; Sie werden diesen Diplomaten

damit nicht täuschen, er wird sofort begreifen, daß Sie nur hier sind, die Wünsche und Ansichten Preußens zu vernehmen, und er wird Ihnen vorschlagen, einen außerordentlichen Gesandten nach Paris zu senden, um direct mit dem Kaiser zu verhandeln. Ich zweifle nicht, daß er den Fürsten von Hatzfeld vorschlagen wird; beeilen Sie sich, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen zu rathen, die Person des Fürsten als eine angenehme zu bezeichnen, damit nicht ein General geschickt wird. Sie verstehn mich, ein General wäre nicht angenehm in Paris in diesem Augenblick, wenn eintreffen sollte, was Sie fürchten. Ach, Herr Graf, Sie haben mich angesteckt mit Ihren Befürchtungen!"

„Und der König Friedrich Wilhelm?" fragte der Graf, die letzte Phrase des Gesandten geflissentlich überhörend.

„Er wird Sie gnädig empfangen, aber er wird Ihnen gegenüber immer fremd bleiben, hoffen Sie da nichts von Ihrer Liebenswürdigkeit. So fest ich davon überzeugt bin, daß dieser König ein redlicher Mann durch und durch, sich eifrig bemühen wird, jede Verpflichtung zu erfüllen, die er einmal übernommen hat, so fest bin ich andererseits auch überzeugt, daß er uns Franzosen im Allgemeinen nicht liebt, und daß er ganz

insbesondere eine tiefe Abneigung gegen den Kaiser hegt. Er ist keineswegs ein bornirter Hasser Frankreichs und des Kaisers, im Gegentheil, er läßt den großen Eigenschaften des Kaisers, ich weiß es genau, Gerechtigkeit widerfahren, aber er fürchtet ihn; verstehen Sie mich nicht falsch, Furcht im gemeinen Sinne kennen die Fürsten des Hauses Hohenzollern nicht, er fürchtet ihn, wie selbst ein tapfrer Mann einen andern fürchten kann und darf —"

Der Gesandte hielt inne.

„Ich bitte Sie dringend, auszusprechen!" bat der Graf.

„Nun, der König von Preußen fürchtet den Kaiser, wie ein Christ die Sünde scheuen und fürchten soll!" sagte Saint-Marsan leise.

Graf Narbonne zuckte zusammen.

„Ich bitte um Entschuldigung," bat der Gesandte, „ich habe vielleicht einen unpassenden Vergleich gewählt?"

„Im Gegentheil," erwiederte Narbonne, „ich fürchte, Sie haben den allerrichtigsten gefunden, wenigstens stimmt er zu Allem, was ich von diesem Könige gehört und gesehen! Doch, giebt es Personen, die einen besondern Einfluß auf den König haben?"

„Ich glaube nicht," versetzte Saint-Marsan, „das heißt, ich bin meiner Sache nicht sicher. Es ist gewiß, daß Baron Hardenberg Einfluß hat, daß der General von Köckeritz Einfluß hat, daß der Prinz Carl von Mecklenburg, der Bruder der verstorbenen Königin, einflußreich ist, es unterliegt keinem Zweifel, daß König Friedrich Wilhelm großes Vertrauen auf den General von Scharnhorst setzt, und so könnte ich Ihnen noch eine Anzahl von Männern nennen, deren Rath der König oft verlangt und befolgt, doch darin ist er dem Kaiser Napoleon ähnlich, einen allmächtigen Premier-minister oder einen dirigirenden Günstling hat er nicht."

„Man sagt, die Schwägerin des Königs, die Prinzeß Gemahlin des Prinzen Wilhelm, bilde am Hofe den Mittelpunkt der antifranzösischen Partei!" meinte der Graf forschend.

„Es ist müßiges Gerede, Herr Graf; es giebt bei Hofe keine französische Partei, also auch keine anti-französische; die Prinzeß, welche sie nennen, ist eine milde, freundliche, fromme Dame, welche der verstorbenen Königin am nächsten stand, sie liebt den Kaiser nicht, wer könnte das verlangen? nach dem was, vielleicht nicht von ihm, aber doch in seinem Namen und unter seinem Schutz, gegen die verstorbene Königin

gethan und geschrieben worden ist? Ich glaube, daß die Gemahlin des Prinzen Wilhelm in Napoleon den Erbfeind Preußens, den persönlichen Feind des königlichen Hauses sieht, aber ich weiß, daß sie weit entfernt davon ist, überhaupt Politik zu treiben oder gar eine politische Partei zu bilden."

„Und die Prinzessinnen, die Töchter des Königs?"

„Sind noch zu jung, selbst die Aelteste, Prinzeß Charlotte, eine junge Dame voll Feuer und Muth, in welcher der Geist und die Milde der Mutter sich mit dem edeln Sinn des Vaters und der alten Thatkraft der Hohenzollern zu vereinigen scheinen, ist erst fünfzehn Jahr alt. Diese junge Dame, die uns gar nicht liebt, ist ungemein populär hier in der Hauptstadt; als die älteste Tochter der Königin Louise liebt man sie ganz besonders, und ich versichere Sie, Herr, diese junge Prinzessin zeigt bei jeder Gelegenheit, daß sie die Großnichte des Königs Friedrich des Großen! Denken Sie, vor einiger Zeit war ein fremder Prinz hier zum Besuch, etwas älter als die Prinzeß Charlotte; es wurden Reliquien von Friedrich dem Großen gezeigt und von den Thaten und Schlachten des großen Königs gesprochen. Die Prinzeß Charlotte wußte nach einander alle Schlachten zu nennen, ich bemerkte

wohl, daß sie die Schlacht von Roßbach nicht nannte, der junge Prinz rief: Ew. Königliche Hoheit haben eine Hauptschlacht vergessen! Die Antwort lautete: Das ist möglich, mein Oheim hat so viele Siege erfochten! Der junge Prinz aber beharrte: Ja, aber bei Roßbach hat er doch einen seiner größten Siege erfochten, Roßbach kann man nicht vergessen! Die Prinzeß Charlotte entgegnete ernst und mich anblickend: Ich habe Roßbach auch nicht vergessen, ich werde es nie vergessen, da aber der Herr Französische Gesandte in meiner Gegenwart nie von Jena gesprochen hat, so hielt ich es für passend, in seinem Beisein von Roßbach zu schweigen!"

„Ah! das ist allerliebst!" rief Graf Narbonne, „da ist Feinheit und Geist zugleich mit großem Selbstbewußtsein; diese junge Dame wird weit gehen!"

„Sicherlich wird sie jeden Platz zieren, auf den sie gestellt wird. Uebrigens half sich der junge sächsische Prinz auch ganz vortrefflich, er sagte: Der Herr Gesandte entschuldigt meine Erinnerung gewiß, wenn ich ihm sage, daß mein Großoheim die Reichstruppen bei Roßbach anführte und das Unglück der Franzosen in jener Schlacht theilte!"

„Ich werde also," meinte Graf Narbonne auf-

stehend, „hier ein Terrain finden, auf welchem ein Diplomat sich eigentlich gar nicht bewegen kann, wenn er sich nicht in die Verhältnisse so hineingearbeitet hat wie Sie, Herr Graf; ich werde mich Ihrer freundlichen Leitung blindlings anvertrauen müssen, um nicht Fehltritte zu thun."

Saint-Marsan verbeugte sich.

Graf Narbonne, der von der Reise doch etwas angegriffen schien, ließ sich bald darauf nach seinen Zimmern führen und nahm in herzlichster Weise Abschied von dem Gesandten.

Kaum sah sich derselbe allein, als er seinen ersten Secretair, Herrn Lefebvre, rufen ließ; er arbeitete mit ihm bis tief in die Nacht. —

Um dieselbe Stunde etwa, da der Graf Louis Narbonne in Berlin ankam und bei dem französischen Gesandten abstieg, versammelte sich wenige Schritte davon in der zweiten Etage eines stattlichen Hauses unter den Linden eine heitere Gesellschaft, um den zweiten Weihnachtsfeiertag in norddeutscher Weise mit heißem Punsch zu feiern.

In jener Etage wohnte die verwittwete Präsidentin von Lohmeier, die einen großen Familienkreis an solchen Tagen um sich zu versammeln pflegte, da nicht nur

ihr Sohn und ihre beiden Töchter, sondern auch zwei ihrer Schwestern in Berlin verheirathet waren und lebten. Die Familienabende der Präsidentin waren stets sehr zahlreich besucht, und am zweiten Weihnachtsfeiertage war das in noch höherem Grade der Fall als gewöhnlich.

Schon hatte man die Kinder, das heißt die Neffen, Nichten, Enkelinnen und Enkel der Präsidentin in das geräumige Schlafzimmer der Frau vom Hause auswandern lassen, nicht allein, um die laute Freude der Jugend etwas mehr aus der Ferne zu genießen, sondern wirklich auch um Platz zu gewinnen. Im Salon die verheiratheten Damen, im Wohnzimmer die Spieltische, im Zimmer der jungen Waldemare, der einzigen noch unverheiratheten Tochter des Hauses, die jüngern Damen und diejenigen Herren, welche der Fahne der Damen noch folgten, im Zimmerchen der Jungfer endlich eine Art von Büffet, und alle Räume ziemlich gefüllt.

Ein paar alte Freunde und Freundinnen des Hauses ausgenommen, waren alle Anwesenden mit einander näher oder ferner verwandt, es war die Familie der Präsidentin.

Die Kinder im Schlafzimmer waren ungezogen

unter der milden Aufsicht von längst verwitweten oder im höchsten Grade jungfräulichen Tanten und Großtanten, im Salon hörte man alle erdenklichen Verwandtschafts-Bezeichnungen, und selbst im Spielzimmer hieß es: „der Herr Bruder sind codille," oder: „Onkel Ferdinand, Coeur macht Farbe." Unter den jungen Leuten in dem sauber aufgeputzten Zimmer der Tochter vom Hause ist nicht ein Einziger, der nicht wenigstens Cousin wäre, und selbst die Thee und Punsch einschenkende Jungfer ist eine weitläuftige Cousine des Hauses und heißt natürlich Minna.

In solchen Familienkreisen herrschte einst ein ganz eigenthümlicher Ton, der namentlich für die jüngere Generation von Bedeutung war. Diese Familien-Vereinigungen waren eine Art von Bildungsschule für Knaben und Mägdelein, besonders auf der Uebergangsstufe; unter der Aufsicht der ganzen Familie lernten die jungen Mädchen sich Männern gegenüber ohne Blödigkeit und mit weiblicher Würde zeigen, und die unbärtigen Jünglinge mußten sich galant erweisen gegen Cousinen und Tanten, sich beherrschen lernen und dem mildernden Einfluß weiblicher Sitte folgen.

Diese Familienkreise waren ein nicht unbedeutendes gesellschaftliches Bildungsmittel auch im weiteren Sinne,

denn es gab wenige Richtungen, die nicht ihre Vertreter in denselben gefunden hätten, wenig Dinge, Erscheinungen und Ereignisse, die dort nicht besprochen worden wären.

In schweren Zeiten schlossen sich diese Kreise enger, das Gefühl der Familien-Gemeinsamkeit wurde mächtiger, und in den letzten Tagen des Jahres 1812 fühlte man in Berlin in allen Ständen, daß sich Großes vorbereite und daß es Noth thue, sich fest aneinander zu schließen, um dem, was komme, die Stirn zu bieten.

So war es auch in dem Familienkreise der Präsidentin.

Um das Sopha, auf welchem die kluge Dame mit den großen grauen Augen in edler Haltung und eleganter Toilette saß, standen mehrere Herren, welche eifrig den Rückzug der Franzosen aus Rußland mit ihr besprachen. Die Dame vom Hause sprach eben nicht viel, aber sie sprach bedeutend, und besaß die seltene Gabe, das Gespräch in der Weise zu beleben und zu leiten, daß Jeder das Beste sagte, was er wußte, daß sich Jeder bemühte, durch seine Rede das Verständniß der Sache, die man besprach, zu fördern, oder die Hörer für seine Ansichten zu gewinnen. Mit

wenigen Worten, welche den Frauen den Gegenstand näher rückten, wußte die Präsidentin das Gespräch der Männer auch für diese interessant zu machen, und wenn sie einem Herrn, der verständig oder gut gesprochen, zunickte, oder ihm gar eine Prise aus ihrer großen goldenen Dose bot, so war das ein Zeichen der Zufriedenheit, auf das Jeder stolz war und mit großem Rechte stolz sein durfte.

Der Familienkreis der Präsidentin war ein patriotischer, und unbedenklich hörte man überall behaupten, der König werde seine alten Bünde mit Rußland wieder herstellen und Preußen von dem französischem Joch befreien. Man unterschätzte die Schwierigkeiten, die in der Stellung Preußens lagen, nicht, man sah nicht mit Hohn auf Frankreich, wie 1806, aber man hielt sich für tüchtig zum Kampf, und man war entschlossen, ihn aufzunehmen. Dieser Gedanke eines Krieges auf Tod und Leben mit Napoleon war so fest in allen preußisch-patriotischen Herzen, daß auch nicht der geringste Zweifel an einem nahe bevorstehenden Krieg mit Frankreich aufkam. Daß der König und seine Minister anders denken könnten, hielt Niemand für möglich, doch wurde anerkannt, daß die Regierung noch Rücksichten auf Frankreich zu nehmen habe, weniger

wegen des bestehenden Bündnisses, als wegen der noch im Lande stehenden französischen Truppen.

Graf Louis Narbonne hatte den Geist, der durch Preußen wehete, wohl erkannt und richtig gewürdigt.

Wie im Salon die schlanke Gestalt der Präsidentin den Mittelpunkt der Gespräche bildete, so war ihre Tochter Waldemare auch der Mittelpunkt der jungen Gesellschaft im Nebenzimmer.

Waldemare war eine junge Dame von etwa zwanzig Jahren, welche in ihrer Familie für eine Schönheit galt; sie war das eigentlich nicht, die Präsidentin war jedenfalls in ihrer Jugend viel schöner gewesen, aber Waldemare hatte zwei ältere Schwestern, sehr liebe, gute, aber herzlich unbedeutende Frauen, die, rund und wohlgenährt, die ächten Ebenbilder des seligen Präsidenten waren; Waldemare hatte allein den Geist der Mutter geerbt mit deren geistvollen grauen Augen und deren schlanker, eleganter Gestalt.

Die Cousins, vom Aeltesten bis zum Jüngsten, waren auf eine Gunstbezeigung der Cousine Waldemare eben so stolz, wie auf ein billigendes Wort der Präsidentin, und häufig war ihnen das Erstere noch lieber, als das Letztere.

Waldemare hatte sich eben aus dem Kreise junger

Verwandten etwas entfernt und war an die Thür des Salons getreten, in welchem sie die Stimme eines Vetters vernahm, der, vor Kurzem bei der Seehandlung angestellt und viel sich in verschiedenen Kreisen bewegend, manche Neuigkeit zeitig erfuhr. Waldemare nannte den Vetter Rudolph deshalb ihren Neuigkeits-Courier.

Die junge Dame stand auf der Thürschwelle und lehnte leicht an dem Pfosten; sie war reich in schwarze Seide gekleidet, welche das glänzende Weiß ihrer Arme, ihrer Schultern und ihres Halses noch mehr hob; ihr mehr feines und intelligentes, als schönes Gesicht hatte, wenn sie die Augen niederschlug, den Ausdruck vollkommener Ruhe. So stand sie und erwartete ihren Neuigkeits-Courier; sie gab sich nicht die Mühe, einzelne Worte von dem um den Sopha geführten Gespräch zu erlauschen; sie wußte, daß der Vetter Rudolph, sobald es ihm möglich, sich los machen und ihr seine Neuigkeiten mittheilen werde.

Sie war gewohnt an Artigkeiten und Zuvorkommenheiten aller Art von ihren Cousins.

In der That brauchte sie nicht lange zu warten. Vetter Rudolph hatte der Tante und dem ganzen Kreise seinen Respect bezeigt, er hatte seine Neuig-

keiten mitgetheilt und brannte jetzt vor Begierde, Waldemare zu begrüßen und ihr durch seine Nachrichten eine Freundlichkeit abzugewinnen. Sein gutmüthiges Gesicht strahlte vor Freude, als er die schöne Cousine an der Thür erblickte. Er eilte auf sie zu, küßte ihr mit mehr Zärtlichkeit, als dem Cousin eigentlich zukam, die Hand und sagte: „Meine schöne Cousine, ich darf natürlich keinen Anspruch darauf machen, daß Du mich vermißt hast, aber ich darf doch behaupten, daß ich viel früher hier gewesen sein würde, wenn ich nicht einen Beamten der französischen Gesandtschaft gesprochen hätte, der mir eine interessante Neuigkeit mitgetheilt hat."

„Wer mir eine interessante Neuigkeit bringt, kommt nie zu spät zu mir!" entgegnete Waldemare, eine directe Antwort auf die Rede des Vetters eben so geschickt vermeidend, wie eine directe Frage nach seiner Neuigkeit.

„Es ist heute Abend ein General-Adjutant Napoleons, der Graf von Narbonne, angekommen und bei dem französischen Gesandten abgestiegen; mein Gewährsmann meint, Napoleon lasse dem Könige ein neues Bündniß gegen Rußland unter sehr vortheilhaften Bedingungen anbieten."

„Meinst Du, daß der König ein solches Bündniß annimmt?“ fragte Waldemare.

Der junge Mann war entzückt, daß ihn die geistreiche Cousine um seine Meinung ersuchte, das war die Art, in welcher sie sich dankbar und freundlich zeigte.

„Ich glaube es nicht,“ antwortete er, „denn der König wird dem falschen Corsen nicht trauen!“

Hier wurde das kaum begonnene Gespräch der beiden Verwandten plötzlich unterbrochen; im Vorsaale hörte man eine laute Stimme, das schöne Mädchen richtete sich höher auf, eine leichte Röthe überzog ihr Antlitz und ihren Hals, aber Vetter Rudolph bemerkte es nicht, denn er hatte sich schon umgedreht und fragte verwundert: „Wer kann das sein, die Stimme sollte ich kennen?“

In dem Augenblicke öffnete sich die Thür, ein junger Offizier in höchst chiffonirter Uniform, verwildertem Haar und Bart, trat raschen Schrittes ein und rief fröhlich: „Guten Abend, das ist herrlich, da bekomme ich doch noch ein Stück Weihnachten, die ganze werthe Familie zusammen, ich wußte es, meine gnädige Tante!“

Die Präsidentin war aufgestanden, sie umarmte

und küßte den jungen Offizier, trotz seiner derangirten Toilette, mit mehr Zärtlichkeit, als ihrem gemessenen Wesen sonst eigen war.

„Vetter Philipp! Cousin Krummensee!“ tönte es mit froher Verwunderung von allen Seiten, und der Lieutenant ging aus einer Umarmung in die andere; selbst die Familienmitglieder, die ihn nicht persönlich kannten, umarmten ihn.

„Aber laßt mich doch!“ rief der Lieutenant, „auf Ehre, Ihr seid Alle so geputzt, ich schäme mich. Ah, Waldemare, meine schöne Cousine!“

Er küßte seine Verwandte mit jener Herzlichkeit und Ungezwungenheit, die jedes innigere Gefühl als verwandtschaftliche Zuneigung ausschließt; Waldemare trat auffallend bleich zurück.

„Philipp,“ sagte die Präsidentin, ihren Neffen — seine Mutter war eine Schwester des verstorbenen Präsidenten gewesen — bei der Hand nehmend, „Philipp, das ist ja eine rechte Weihnachtsüberraschung, die Du mir machst durch Dein Kommen.“

„Ei, meine gnädige Tante, bedanken Sie sich schön bei Excellenz von York, welche mich aus Rußland direct hierher geschickt hat; ich wäre übrigens schon vor einer Stunde hier gewesen, wenn man mich nicht beim

Gouverneur aufgehalten hätte; gnädige Tante, ich habe auf der Commandantur gesagt, daß ich Unter den Linden Nro. 69, bei der Präsidentin von Lohmeier logire, strafen Sie mich nicht Lügen, denn ich wüßte nicht, wo ich hingehen sollte heute Abend."

„Aber Philipp, das versteht sich ja von selbst; Waldemare, sage Minna, daß die kleine Stube gleich geheizt wird!" entgegnete die Präsidentin. „Und Du kommst direct aus Rußland?" wandte sie sich wieder an den Offizier.

Die ganze Familie ohne Ausnahme schaarte sich nun um den Lieutenant, der Punsch trinkend und Kuchen essend, in heiterster Stimmung plauderte und erzählte, und es nicht unangenehm fand, sich nach den Strapazen der beschwerlichen Winterreise pflegen zu lassen und dabei den Löwen des Abends zu spielen.

Es war leicht zu bemerken, daß der Lieutenant der ganz besondere Günstling seiner Tante, der Präsidentin war, diese Gunst aber wurde ihm von den anderen Mitgliedern der Familie gegönnt, denn der frische, kecke, gutmüthige Offizier war eigentlich der Liebling Aller. Er war der Mitwisser aller kleinen Familiengeheimnisse, obwohl er sie sorglos und unbekümmert auszuplaudern pflegte. Er wußte alle Geburtstags-

und Weihnachtsgeschenke in der Familie vorher; er kannte die abgelegenen Weinstuben, in denen seine Oheime im tiefsten Geheimniß sich zuweilen einen Zopf tranken, denn damals schon fing man an, die äußere Respectabilität für das höchste Gut zu achten und sich mit jedem frohen Genuß zu verstecken, wodurch derselbe viel verlor und aufhörte froh zu sein; der Lieutenant wußte die Plätze, wo die Jungens aus der Familie verbotener Weise Taback rauchten; er war der Vertraute jeder ersten Liebschaft; kurz der Cousin Philipp war der Liebling aller Tanten und Cousinen, die Letzteren waren alle in ihn verliebt gewesen, so lange sie mit der Puppe spielten. Und der Ulanen-Lieutenant scherzte mit ihnen ganz eben so, als wenn sie noch in die Schule gingen.

Nur Waldemare machte eine Ausnahme; sie war nur ein Paar Jahre jünger als Philipp und hatte in frühester Jugend sich an ihn angeschlossen, das aber hatte sich lange schon geändert, und obwohl der junge Offizier immer noch in der alten Vertraulichkeit und Ungezwungenheit gegen das schöne Mädchen beharrte, so war doch Waldemare ihm gegenüber eine ganz Andere geworden. Sie war auffallend still und zurückhaltend in Philipps Gegenwart.

„Ich höre ihn gern schwatzen!“ sagte sie, wenn man sie nach der Ursache ihres Schweigens fragte.

Das war vielleicht nicht unwahr, aber es war nicht die ganze Wahrheit; Waldemare hegte zärtlichere Gefühle für ihren Cousin, sie liebte das muthige, unverzagte, neidlose, großmüthige Herz in ihrem Verwandten, so lange sie denken konnte; aber sehr frühe schon war sie inne geworden, daß ihre Zuneigung bei Philipp keine Erwiederung finde, darum war das geistvolle junge Mädchen vor der Zeit ernst und bekämpfte ihre zärtliche Leidenschaft, obwohl sie nicht alle Hoffnung aufgegeben.

Sie hatte nicht alle Hoffnung aufgegeben, die Liebe ihres Vetters zu gewinnen, denn es war ihr kein Geheimniß, daß die Familie beschlossen hatte, sie mit dem Lieutenant zu vermählen, von allem Uebrigen abgesehen auch aus dem Grunde, um das Rittergut, welches Krummensee besaß, mit der ansehnlichen Mitgift Waldemare's schuldenfrei zu machen, und ihn so im Besitz zu erhalten. Im Anfang hatte der Gedanke, daß Philipp sie nur heirathen werde, um sein Gut schuldenfrei zu machen, etwas höchst Peinliches und Niederschlagendes für das junge Mädchen gehabt, das sich in seiner Eitelkeit nicht nur, sondern im Bewußtsein

wirklicher Vorzüge des Geistes und des Herzens verletzt fühlte, bald aber hatte Waldemare sich gesagt, daß Philipp, wenn er einmal ihr Gemahl sei, ihre Vorzüge würdigen, ihre innige Liebe anerkennen und dann doch durch ein Band herzlicher Zuneigung an sie geknüpft sein werde.

Waldemare war hohen Sinnes, mit Stolz sah sie den Geliebten in den Krieg ziehen, nur beklagte die Patriotin, daß er unter einem französischen Feldherrn ziehen müsse, sie hoffte den heimkehrenden Sieger zu kränzen. Es waren liebliche Mädchenträume, welche die Dame träumte von ihrem Cavalier.

Nun kehrte er zurück, als ein einfacher Soldat, als derselbe, der er gegangen. Daß er sich brav benommen bei mehr als einer Gelegenheit, das wußte Waldemare, aber das eben hatte ihre Erwartungen gesteigert, und nun trat er zu ihr, in einer verschabten Uniform, verwildertem Haar, faßte sie ungenirt um die Taille, küßte sie ungezwungen, nannte sie: schönes Cousinchen! und nichts weiter, ganz wie sonst, ganz als ob er gar nicht im Felde gewesen und wie sonst oft zum Besuch nach Berlin komme.

Das war ganz anders als sich Waldemare geträumt,

und darum trat sie bleich und enttäuscht von ihm zurück, gleich nachdem er sie begrüßt.

Sie näherte sich ihm auch den ganzen Abend über nicht wieder, und dennoch hatte der Lieutenant keine aufmerksamere Zuhörerin als die liebende Waldemare.

Der lustige Reiter hatte keine Ahnung von den Schätzen an Liebe, die er hätte sein nennen können, wenn er nur die Hand hätte ausstrecken wollen.

Wohl kannte auch der Lieutenant das Familien-Arrangement, welches ihm Waldemare zur Gemahlin bestimmte, man hatte es ihm schon mitgetheilt, als er bei den Ulanen eintrat; damals hatte er gelacht, hatte nichts dagegen gehabt, die ganze Angelegenheit aber hatte ihm stets sehr fern gestanden, und sein Wunsch war gewesen, die Verheirathung so lange als möglich aufzuschieben, damit er seine Jugend genießen könne.

Daß ihn Waldemare liebe, leidenschaftlich liebe, mit der vollen Gluth ihres warmen und edlen Herzens, mit der ganzen Fülle ihrer jungfräulichen Seele, davon hatte der Ulan keine Ahnung, würde es auch vor seinem kurzen Aufenthalte an dem Heerde des Mennoniten kaum begriffen hallen.

Als sich der junge Offizier nach dem Abendbrod — man speiste damals noch zu Abend in Berlin nach

guter alter Sitte — durch seine Müdigkeit entschuldigt, zurückzog und der Familie gute Nacht sagte, reichte ihm auch Waldemare ihre kühle, kleine Hand wieder; er fühlte die zarten Finger in seiner Hand zittern und sah das schöne Mädchen einen Augenblick fragend an, aber Waldemare hielt die Augen niedergeschlagen und ihre feinen Züge zeigten die vollkommenste Ruhe. „Gute Nacht, liebe Waldemare!“ „Gute Nacht, lieber Philipp!“ Dann schieden sie für diesen Abend.

Waldemare hörte noch lange mit innerer Befriedigung all' die Lobsprüche an, welche die Tanten und Oheime dem jungen Offizier schenkten, Lobsprüche, in welche die Präsidentin lauter einstimmte, als sonst ihre Weise war.

Indessen suchte der Lieutenant, begleitet von dem Cousin Rudolph, dem jungen Beamten der Seehandlung, sein Lager.

Rudolph war derjenige Vetter in der Familie, der den Lieutenant in dessen Abwesenheit zu ersetzen bestrebt war bei allen Familienmitgliedern, am liebsten hätte er ihn natürlich bei Waldemare ersetzt, und schon vor Philipps Abreise zur Armee hatte er mit diesem von Waldemare sprechen wollen, damals aber war er

zu schüchtern gewesen, jetzt hatte ihm seine Anstellung im Staatsdienst Muth gegeben.

Harmlos plaudernd blieb er bei dem Offizier, während sich dieser entkleidete, und erst als der Lieutenant im Bette lag, sagte er: „Bist Du sehr müde, Philipp? Ich möchte noch einige Worte mit Dir reden.“

„Genire Dich nicht, Vetter,“ entgegnete der Lieutenant, „müde bin ich gar nicht, ich hatte nur das Bedürfniß, aus den Kleidern zu kommen und meine Glieder zu strecken.“

„Philipp,“ nahm Rudolph ernsthaft das Wort, und ließ sich auf einen kleinen Stuhl neben dem Bette des Offiziers nieder, „ich muß Dir zuerst sagen, daß ich verliebt bin!“

„Bravo, mein Junge, mache Deine Bekenntnisse! Discretion ist Parole bei Ulanen, weißt Du! In wen bist Du verliebt?“

„In unsere Cousine Waldemare!“ sagte Rudolph leise.

„Das muß wahr sein!“ rief der Lieutenant lachend, „wir sind eine seltsame Familie zusammen, alle Vettern verlieben sich in Cousine Waldemare, und Alle machen mich zum Vertrauten ihrer Flamme, Du warst

bis jetzt die einzige Ausnahme und nun fängst Du auch mit Waldemare an!“

„Lache nicht, Philipp,“ bat der Liebende treuherzig, „bei mir ist es Ernst!“

„Ich will nie wieder in meinem Leben ein Glas Punsch trinken, Vetter, wenn mir das nicht noch Jeder versichert hat!“

„Nein, Philipp, Du verstehst mich nicht, ich will Waldemare heirathen, meine Stellung bei der Seehandlung, mein eigenes Vermögen erlauben mir, ihr einen Antrag zu machen.“

Der Lieutenant richtete sich auf im Bette und sah seinen jungen Verwandten an; verschiedene Gedanken gingen durch seine Seele, er schwieg eine Weile, dann sagte er langsam: „Du willst die schöne Waldemare heirathen, Du bist wohlhabend, und sie ist es auch, nun, warum machst Du ihr nicht Deinen Antrag?“

„Ich weiß, daß die Familie beschlossen hat, das himmlische Mädchen Dir zur Frau zu geben,“ entgegnete Rudolph.

„Hm! das weiß ich auch,“ meinte der Lieutenant, „aber das himmlische Mädchen hat niemals eine besondere Neigung an den Tag gelegt, meine Gemahlin zu werden, und ich, nun ich dächte, lieber Vetter, Du

könntest wissen, daß ich mich eben nicht beeilt hätte, den Wünschen der Familie nachzukommen."

„Aber Du liebst Waldemare?"

„Gewiß, da sie ein liebenswürdiges Mädchen ist und ich als Cousin, dem Familien-Herkommen gemäß, sie lieben muß," erwiederte der Lieutenant zwischen Ernst und Scherz.

„Ich bitte Dich, Philipp," drängte der Vetter, ungeduldig werdend, „bleibe doch einen Moment ernsthaft und höre, was ich Dir sagen will."

„Auf Ehre, ich bin ernsthafter, als Du denkst, mein guter Junge," versicherte der Lieutenant, vor dessen Seele das Bild der schönen Mennonitin Susanna neben dem der Cousine Waldemare stand.

Die arme Waldemare ahnte nicht, welche furchtbare Gegnerin sie im fernen Westpreußen hatte.

„Nun, Philipp," nahm Rudolph das Wort, „sei mir nicht böse, wenn ich einen delicaten Punkt berühre. Du bist nicht reich, Dein Gut ist schwer verschuldet, und mit der Mitgift der himmlischen Waldemare wollte Dich die Familie im Besitz erhalten. Darf ich Dir ein Anerbieten machen?"

„Rudolph," entgegnete der Lieutenant ernsthaft, „ich weiß nicht, wo hinaus Du mit Deinen Bemer-

kungen über mein Vermögen willst, aber ich bitte Dich, mir nicht Vorschläge zu machen, die ich nicht annehmen kann."

„Was ich Dir anbiete," versicherte Rudolph, „kannst Du annehmen; ich bin Dein Vetter, ich biete Dir so viel an zu landesüblichen Zinsen, als Du brauchst."

„Und was willst Du dafür?" fragte der Offizier mißtrauisch.

„Nichts, Vetter," entgegnete der junge Mann, „ich will nur die Familie hindern, aus Rücksicht wegen der Schulden, die auf Deinem Gute haften, auf Deiner Verheirathung mit meiner Waldemare zu bestehen."

„Ah! Deine Waldemare! Du bist also schon einig mit ihr?"

„Das geliebte Mädchen hat vielleicht eine Ahnung von meiner Liebe, gesprochen habe ich noch nicht."

„Nun denn, Vetter, lege Dich schlafen!" rief der Lieutenant. „Wenn ich Geld brauche, werde ich Dich darum bitten, und bei Dir steht es, mir meine Bitte abzuschlagen, oder zu gewähren. Aber ich bitte Dich ernstlich, mir nicht mit Geldanerbietungen in dieser Angelegenheit zu kommen; siehst Du, das ist mesquin, Du meinst es gut, ja, aber mich hat's verletzt. Wä=

rest Du zu mir gekommen und hättest gesagt: Vetter, wenn Du unsere Cousine Waldemare nicht liebst, so mache mir Platz, ich liebe sie und will sie heirathen, oder: Vetter, wir Beide lieben Waldemare, laß sie selbst wählen zwischen uns, so hätt' ich geantwortet, suche die Liebe des Mädchens zu gewinnen, denn ich liebe sie nicht, ich hätte sie nur aus Familienrücksichten genommen. So aber sieht das aus wie ein Handel. Donnerwetter! damit mußt Du mir nicht kommen!"

„Ich bitte Dich, Vetter!" sagte Rudolph kleinlaut und höchst bestürzt.

„Na, sei nur ruhig," tröstete der Lieutenant, wie immer schnell besänftigt, „ich weiß ja, Du bist ein guter Kerl; da, nimm meine Hand, wir wollen morgen weiter darüber reden, und an mir soll's sicher nicht liegen, wenn Du Deine himmlische Waldemare nicht bekommst."

Rudolph drückte die Hand seines Vetters, daß der hätte schreien mögen, und entfernte sich, Seligkeit im Herzen.

Der Lieutenant aber konnte lange keinen Schlaf finden; er sah die ernsten Gesichter aller Oheime und Tanten vor sich, er erwog die Folgen seiner Auflehnung gegen den Familienbeschluß, er sagte sich selbst, daß er viel lieber mit seinen Ulanen ein feindliches

Viereck niederreiten würde, als all' die Vorstellungen und Ermahnungen anhören; aber hinter all' diesen schreckhaften Vorstellungen leuchtete ihm das seltsam liebliche Bild der holden Susanna. Dann wieder sah er auf der andern Seite den Widerstand der Mennoniten voraus, er fühlte, daß er mit zwei festen Familien und ihrer berechtigten Opposition zu kämpfen haben werde, aber dennoch beschloß er, frisch und freudig den Kampf zu wagen. „Ja, sagte er zu sich selbst, hätte ich Susanna nicht gesehen, so hätte ich auch wohl mit Waldemare glücklich werden können; auch sie ist edel und schön, und verdammt bequem hätte ich's gehabt, aber ich hätte doch keine Ahnung gehabt von dem wonnigen Gefühl, das mich durchströmt, wenn ich an das holde Mennonitenkind nur denke. Ich habe immer gelacht, wenn mir Waldemare sonst Gedichte vorlas über das schmerzliche Sehnen nach der Geliebten; dieser wonnige Schmerz, ich habe die Dichter für toll gehalten, aber sie haben doch Recht! All' dieser Qualen wäre ich ledig, die Unruhe wäre vorüber, wenn ich Susanna vergessen könnte — aber ich möchte diese süßen Qualen nicht missen, ich bin selig in diesem schmerzlichen Sehnen nach der Geliebten — Susanna heißt die Parole für alle Zeit!"

Drittes Kapitel.

Unterhaltungen und Unterhandlungen.

Was vergehen muß, vergehet;
Was bestehen kann, bestehet;
Was geschehen will, geschieht

(Herder.)

Du willst Ulyß sein? Sei Achilles.
Gleißenden Reden erliegt kein Hector.

(J. Balde.)

Auf die ersten Meldungen des Grafen Louis von Narbonne aus Berlin befahl Napoleon jene Rüstungen im riesigen Maßstabe. Ein Senatus-Consult, das an demselben Abend, an welchem es vorgelegt, auch votirt wurde, verfügte eine Aushebung von dreimalhundert und funfzigtausend Conscribirten, welche der Kanzler der Ehrenlegion in seiner Adresse an den Kaiser die „Eroberer des Friedens" nannte.

Das war eine Erinnerung, die Napoleon wohl bemerkte und mit Unmuth hinuahm, unter all den Be-

weisen von Hingebung, die ihm gegeben wurden. Bis auf den letzten Tropfen wurde das junge Blut von Frankreich erschöpft für den Eroberer, drei Conscriptionen auf ein Mal, in einem Jahre statt in dreien, selbst nach dem eigenen Gesetz des Kaisers verboten, darüber die tyrannische Aushebung der Ehrengarden — und doch grollte er bitter, weil man ihn zu erinnern gewagt hatte.

So riesig war die Verblendung des gewaltigen Mannes gewachsen, daß er den Groll über die leise Erinnerung, welche in der Bezeichnung „Eroberer des Friedens“ lag, nicht zu verwinden vermochte; sie hat seinem hochmüthigen Sinne weher gethan als die Niederlage in Rußland, sie hat ihn dem Frieden abgeneigter gemacht — seitdem haßte Napoleon den Frieden.

Mit dem Siegerschwert von Austerlitz und Jena schlug er dröhnend an den Heerschild der französischen Bellona, und eisern klang es durch alle Lande Frankreichs; die stillen Straßen der kleinen Städte fuhren auf beim Trommelwirbel, über die Brücken rasselten mit dumpfem Getöse die Geschütze, auf allen Plätzen stampfte der Taktschritt der zum Waffendienst sich übenden Krieger — nur der Hufschlag der Rosse war matter und dünner als er sein sollte; Napoleon war

reicher an Menschen als an Pferden, darum schonte er die Pferde mehr als die Menschen. Ein weiser Feldherr! ein großer Herrscher, der Napolione Buonaparte von der Insel Corsica!

Und während nun Frankreich in Waffen klang und der Imperator die Legionen und Cohorten in Bewegung setzte, mit denen er nach Osten stürmen wollte, Preußen zu zertreten mit geharnischtem Fuß und sein Schwert auf's Neue zu kreuzen mit dem russischen Zarenschwert, während man von nichts sprach, als von Waffen, Kampf und Krieg und nichts hörte als Waffen, da erinnerte sich der große Herrscher des greisen Priesters, den er im Schlosse Franz I., des Ritterkönigs, eingekerkert hatte, zu Fontainebleau.

Durch die Decrete von Berlin und Mailand hatte Napoleon einst dem britischen Handel den Continent gesperrt, im Kremlin der russischen Zaren beim rothen Brande der heiligen Moskau hatte er die neuen Theatergesetze für die Pariser Comödianten decretirt — das hatte nicht verfehlt, den Franzosen und Andern gewaltig zu imponiren — darum lasset uns ein Concordat abschließen mit dem Papste, der ja gefangen sitzt in unserer Gewalt zu Fontainebleau! das wird die Franzosen begeistern, ihr Kaiser, den sie nur mit Feldzugs-

plänen und Vorbereitungen zu einem großen Kriege beschäftigt glauben, ihr Kaiser treibt Kirchengeschichte, streitet sich mit Bischöfen und Cardinälen über Glaubenssätze und schließt endlich ein Concordat mit dem Papste.

Der Kaiser wollte, und es geschah was er wollte; am 27. Januar 1813 kam er von Fontainebleau zurück, das Concordat ganz in der Form wie er's befohlen, das heißt völlig formlos, in der Tasche. Es hatte ihm ein wenig Mühe gekostet, den greisen Priester zu zwingen.

Aber der große Herrscher hatte sich doch getäuscht — denn der Papst Pius VII. protestirte nicht nur vor seinen Cardinälen und Freunden sogleich gegen den Zwang, der ihm angethan von dem französischen Kaiser, sondern als am 13. Februar das Concordat im Moniteur erschien, da protestirte Pius VII. öffentlich, nicht nur gegen die formlose Veröffentlichung vor Auswechselung der Ratificationen, sondern auch gegen den Inhalt des Actenstückes, so weit es ihm damals möglich war.

Der Kaiser fühlte, daß er einen falschen Zug gethan; sein Concordat hatte den Franzosen nicht imponirt, sondern es hatte die Gemüther Aller, welche noch

an dem Glauben ihrer Väter hingen, auf's Neue empört gegen die Ungerechtigkeit und Härte, mit welcher Napoleon gegen das Oberhaupt der Kirche verfuhr. Er hatte den Papst seiner Staaten beraubt, er hielt ihn gefangen und ließ ihn nicht verkehren mit seinen Freunden, er maßte sich die geistlichen Rechte des Papstes an und verlangte nun, daß der Papst selbst ihm das Recht dazu einräumen sollte.

Das Concordat hatte einen schlimmen Eindruck gemacht, und der Kaiser sah die erbärmlichen, abtrünnigen Priester, die ihm bei diesem verfehlten Streich geholfen, eben nicht mit freundlichen Blicken an. Selbst die Unverschämtheit jener Schusterseele, selbst die Unverschämtheit des Cardinals Maury, der, ohne vom Papst bestätigt zu sein, auf dem erzbischöflichen Stuhle von Paris saß, vermochte dem Kaiser die erlittene Niederlage nicht zu verheimlichen, und sein würdiger Genosse Devoisin, Bischof von Nantes, dem ein Schmeichelwort Napoleons lieber war als die Gnade Gottes, kehrte ganz bestürzt in seinen Sprengel zurück.

Es war eine traurige Zeit in Frankreich, Trauer überall, sie saß an dem Heerde der Familien, deren Versorger und Stützen, deren Väter und Söhne die eisigen Felder Rußlands mit ihrem Blute geröthet, sie

schaute dräuend durch die Fenster der Häuser, wo die Schwester weinte um den jungen Bruder, die Geliebte um den verlobten Jüngling, die Mutter um den letzten jüngsten Sohn, den die Kaiser-Trommel mit ihrem lauten Schall abgefordert, damit er hinziehe unter der dreifarbigen Fahne der Revolution und sich von Preußen oder Russen todtschießen lasse für den Ruhm und das Reich des kleinen, fremden, gelben Mannes von der Insel Corsica, der durch die Revolution Herr geworden war über das schöne Frankreich.

Ja, wohl ist es ein eitles und ruhmgieriges Geschlecht, dieses französische Volk; das Blitzen der Waffen blendet seine Augen, das Rasseln der Trommel berauscht es, aber es ernüchtert sich doch schneller als man glaubt, namentlich als Napoleon glaubte — die Herzen der Väter und Mütter bluteten doch, daß so Sohn auf Sohn dahin ging für den Kaiser und keiner wiederkam für Frankreich, und als 1813 die letzten jüngsten und noch so zarten Schößlinge alle auf einmal abgefordert wurden, da trat jener langgenährte Haß gegen den Kaiser ins Bewußtsein der Leute, der sich später in gar verschiedenen Formen zeigte.

Und wo sollte der Greis Trost suchen, dem die Conscription den letzten Enkel, der ihn ernährte, ge-

nommen? wo sollte die Mutter Trost finden, die schon drei Söhne dahingegeben und keinen mehr wiedergesehen hatte, von deren Kindern eins in Spanien, das zweite in Deutschland und das dritte in Rußland begraben lag? nun, den vierten machte ein kaiserliches Senatsconsult zum „Eroberer des Friedens," Alles für den Kaiser!

Geht in die Kirche, Leute! die heilige Kirche hat Trost! ihre Gnadenmittel sind unerschöpflich!

In der Kirche ist kein Trost zu finden, denn es ist wie unter der Schreckensherrschaft ein Zwiespalt zwischen Staat und Kirche — auf den Bischofsstühlen sitzen Männer, denen der Papst die Investitur verweigert, und an den Altären beten die treugebliebenen Priester für die Befreiung ihres Oberhirten, des Papstes, aus der Gefangenschaft der Midianiter. Die heilige Kirche spendet Trost aus dem reichen Schatze ihrer Gnadenmittel, aber sie vermag die Gemüther der beraubten Eltern nicht mit dem zu versöhnen, der seine gewaltige Hand keck ausgestreckt hat auch über die Braut Christi und ihr den Kranz genommen aus ihrem Haar!

So wächst der dumpfe Haß im Lande gegen den Kaiser!

Und im Westen, wo noch immer die breiten Blut- und Brandstraßen der „Höllencolonnen der Republik" ihre schaudervollen Spuren durch das königliche und katholische Land ziehen, wo die goldenen Lilien von Altfrankreich desto lustiger blühen in den Herzen, je sorgfältiger man bemüht ist sie auszutilgen an den öffentlichen Gebäuden — und im Süden, wo die heißen Leidenschaften das Blut durch die Adern peitschen, da ergreift die verzehrende Gluth des Hasses die Herzen mehr und mehr, denn die Priester dort sind auch Menschen mit heißen Herzen, und sie beten nicht nur um die Befreiung des heiligen Vaters aus der Gefangenschaft des Midianiter's, sondern sie flehen Gottes Strafgericht herab auf das verfehmte Haupt dessen, der es gewagt hat, seine Hand an den Nachfolger des Apostelfürsten Petrus zu legen.

Napoleon hatte keine Ahnung von dem furchtbaren Abfall, der sich vorbereitete im Innern Frankreichs: er glaubte nicht an die Treue derer, die ihn zunächst umgaben, die er jetzt mit Vorwürfen und Zornausbrüchen oft eben so ungerechtfertigt überstürzte wie einst mit Adelstiteln und Reichslehngütern, Geldsummen und militairischen Auszeichnungen; er beargwöhnte seine Generale, mißtraute seinen Marschällen, haßte

Bayerische Staatsbibliothek München

seine Großwürdenträger und verachtete eigentlich nicht nur das französische Volk, sondern das ganze Menschengeschlecht.

Und für diese Verachtung, die vielleicht weniger in seinem persönlichen Wesen, als in seiner corsischen Abkunft begründet lag, erwartete und verlangte er von dem französischen Volk, von der Masse, Anhänglichkeit und Treue für sich und sein Haus?

Seine Hand war wider Jedermann, die Stunde mußte kommen, in der sich Jedermanns Hand erhob wider ihn — er hatte, gleich allen Corsen, eine hochmüthige Verachtung anderer Nationen, auch ihn mußte die specifische Abneigung treffen, welche andere Völker gegen die Corsen fühlen.

Obgleich nun Napoleon keine Ahnung hatte von dem großen Abfall, der sich gegen ihn vorbereitete, so fühlte er doch, daß er etwas thun müsse, um den übeln Eindruck etwas wenigstens zu verwischen, den die Veröffentlichung des Concordates und der Protest des Papstes dagegen gemacht.

Es war an einem der letzten Tage im Februar, als der Graf Louis von Narbonne gegen Mittag im Schlosse der Tuilerieen erschien, wohin ihn ein besonderer Befehl des Kaisers gerufen. Der feine Edel-

mann war seit vier Wochen von seiner Mission nach Deutschland zurückgekehrt, hatte mehrere Audienzen beim Kaiser gehabt und war mit dem Wohlwollen aufgenommen, das er für seine Bemühungen erwarten durfte, welches er verdient hatte, wenn auch die Nachrichten ziemlich traurig waren, die er über Preußen geben mußte.

Dem Grafen von Narbonne kam seine Berufung nach den Tuilerieen nicht unerwartet, denn es war bereits die Rede davon gewesen, ihn an Stelle des Grafen Otto nach Wien zu senden, der jetzt, so geschickt er in gewöhnlichen Zeiten die kaiserliche Politik dort repräsentiren mochte, den Verhältnissen nicht mehr gewachsen war. Napoleon glaubte nicht an die Möglichkeit, daß Oesterreich das Bündniß mit ihm verlassen könne; er hegte, weil er, nicht auf dem Thron geboren, Familienverbindungen für mächtiger als die Staatsraison hielt, den verhängnißvollen Irrthum, Oesterreichs Kaiser werde nie feindlich gegen ihn auftreten, weil die Kaiserin Marie Louise seine Tochter, aber er sah voraus, daß sich Oesterreich seine Bundesgenossenschaft theuer bezahlen lassen werde. Er fand das auch eigentlich in der Ordnung und wünschte nur, so billig als möglich dabei auszukommen. Deshalb wollte er

den Grafen Narbonne nach Wien senden, welcher allerdings geschickter als jeder Andere war, die freundlichen Beziehungen Oesterreichs zu Frankreich zu pflegen und nicht erkalten zu lassen. Der Botschafterposten in Wien war dem Grafen von Narbonne überdem schon lange bestimmt gewesen; seine Verbindungen mit dem Feldmarschall Fürsten von Ligne und andern hervorragenden Persönlichkeiten der österreichischen Aristokratie machten ihn, abgesehen von seinen glänzenden persönlichen Eigenschaften, ganz vorzüglich geschickt dazu.

Einige Tage vorher war nun ein außerordentlicher Gesandter Oesterreichs in Paris eingetroffen, nicht der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, welcher immer noch der Titular des Botschafterpostens war, sondern ein Mann, den Napoleon nicht ohne Grund mit dem größesten Mißtrauen betrachtete, ein Mann, der in den Augen Maret's und der andern kaiserlichen Diplomaten die officielle Vorbedeutung großer Schwierigkeiten von Seiten Oesterreichs war. Dieser Mann war der Feldmarschall-Lieutenant Graf Ferdinand Bubna von Littitz, ein böhmischer Edelmann, dessen uraltes Geschlecht bis in die Zeiten der Przemisliden hinaufreichte, der unter einem einfachen, derben und zuweilen selbst plumpen Wesen die größeste Feinheit barg.

Napoleon hatte eine ihm selbst nicht erklärliche Scheu vor dem Grafen Bubna, dem vielleicht nur die Gelegenheit fehlte, sich als einen bedeutenden Feldherrn zu zeigen; jedenfalls war derselbe damals, den Fürsten Metternich nicht ausgenommen, der geschickteste und vollendetste Diplomat des österreichischen Cabinets. Der Kaiser verlangte zunächst, daß Oesterreich ein Hülfscorps von dreißigtausend Mann, welches nach dem Vertrage vom 15. März 1812 allerdings zur Verfügung Napoleons gestellt werden mußte, zu seiner Armee stoßen lasse; Graf Bubna versprach, dieses Verlangen seinem Hofe zu berichten, stellte aber sofort eine ganze Reihe von Bedingungen und Forderungen, deren Annahme er zwar nicht trotzig forderte, die er aber doch mit großem Geschick zur Discussion zu bringen verstand.

Der Kaiser bemerkte nicht, daß der Graf Bubna dadurch bereits einen großen Sieg über seine Diplomaten errungen, denn zur Stellung des Hülfscorps von dreißigtausend Mann war Oesterreich tractatmäßig längst verbunden, und statt die sofortige Erfüllung er Tractatend zu fordern, unterhandelten die Minister mit Oesterreich über eine Menge von Dingen und machten neue Zugeständnisse, während Oesterreich

sich nicht einmal erklärt hatte, ob es geneigt sei, überhaupt seine alten Versprechungen zu halten.

Die Kaiserliche Diplomatie hatte ihre grenzenlose Zuversicht schon etwas verloren, und das war eigentlich ihre beste Eigenschaft gewesen.

Graf Narbonne sah den Fehler wohl, der dem Grafen Bubna gegenüber gemacht worden war, aber er sah ihn gerne, denn seine Absicht war, Napoleon auf den Weg der Concessionen zu bringen, weil er überzeugt war, ihn nur auf diesem mit den alten Dynastieen versöhnen zu können.

Als Graf Narbonne, nicht in Uniform, sondern wie es am alten Hofe Etiquette war, im Gallakleide in das große Vorzimmer des Kaisers trat, eilte ihm der Adjutant vom Dienst entgegen, um ihm zu sagen, daß der Kaiser zwar in diesem Augenblicke ihn nicht empfangen könne, daß er aber befohlen habe, der Graf möge in jedem Falle warten.

Der alte Hofmann war anscheinend entzückt, daß der Kaiser einen besonderen Befehl seinetwegen gegeben, wenigstens mußten seine Worte und seine Manieren dem Offizier das glauben machen; innerlich aber fand Narbonne, der mit seinen schweren Gedanken über die nächste Zukunft und seine Thätigkeit in derselben be-

schäftigt war, nicht den geringsten Geschmack an dem Aufenthalt in des Kaisers weitem Vorsaal, wo in jedem Augenblick fast andere Gesichter erschienen und andere Begrüßungen ihn störten. Er sah deshalb den Pallast-Präfecten, Baron von Bausset, mit doppeltem Wohlwollen an, als ihm derselbe den Vorschlag machte, dem kleinen Könige von Rom einen Besuch abzustatten, denn Graf Narbonne erinnerte sich, daß er des Kaisers Sohn seit seiner Rückkehr aus Deutschland noch nicht gesehen, und daß er in Verlegenheit gerathen könne deßhalb bei einer zufälligen Frage des Kaisers.

Er folgte also mit größester Beeiferung durch die Dianen-Gallerie über die Treppe des Pavillons der Flora, auf einem Wege, der eben nur einem Pallast-Präfekten offen war, nach der Wohnung des Königs von Rom.

Eine Untergouvernante des kleinen Königs führte die beiden Herren in den Salon, in welchem sich Frau von Montesquiou mit dem Sohne des Kaisers befand.

Der zarte, aber hübsche Knabe lag in einem weißen Kleidchen auf einem großen blauen Sammetkissen in Mitten des Gemachs am Boden und belustigte sich, mit einer ledernen Kugel Kegel umzuwerfen, welche

ihm ein Diener in angemessener Entfernung immer wieder aufstellte.

Frau von Montesquiou saß mit einem Buche in der Hand neben dem spielenden Kaiserknaben auf einem Sessel. Als sich die Dame erhob, um die eintretenden Herren zu begrüßen, erhob sich auch das Kind lebhaft, strich sich die braunen Löckchen aus dem leichtgerötheten Antlitz und fragte seine Gouvernante mit kindlicher Neugier: „Wer sind die Herren, Maman?"

„Kennen Sie Herrn von Bauffet nicht mehr, der Ihnen die schönen Täubchen gebracht hat jüngst?" fragte Frau von Montesquiou dagegen.

„Ah, ich liebe sehr Herrn von Bauffet!" rief der Knabe freundlich und bot dem Pallast-Präfekten anmuthig die Hand zum Kusse.

Dieser beeilte sich die Hand des Kindes zu küssen, das nun Graf Narbonne auf seine Arme nahm und herzlich küßte.

„Ich habe Sie noch nie gesehen, mein Herr!" bemerkte der König von Rom, den Grafen ernsthaft anschauend.

„Ich heiße Graf von Narbonne, mein kleiner König," entgegnete der alte Cavalier, „und bin einer von des Kaisers Generalen!"

„Wollen Sie auch Marschall von Frankreich werden?“ fragte der König von Rom.

„Gewiß, mein kleiner König, wenn es möglich ist!“ erwiederte Narbonne.

„Oh, es ist leicht, Sie brauchen nur eine große Schlacht zu gewinnen!“ sagte das Kind freundlich.

„Das aber ist's, Monseigneur, man gewinnt so leicht keine Schlacht!“ versetzte Narbonne scherzend.

„Mein Papa hat viele Schlachten gewonnen, oh so viele!“ Der Knabe hob seine Hand auf.

„Welcher Geist in diesem jungen Kinde!“ bewunderte der Pallast-Präfect gegen die Gouvernante, welche nicht wenig geschmeichelt war.

„Hat mir der König von Rom Aufträge zu geben?“ fuhr Graf Narbonne halb ernst, halb scherzend fort, „ich verreise in diesen Tagen und gehe zu dem Großvater nach Wien!“

Das Kind sah sich nach seiner Gouvernante fragend um; diese beeilte sich zu erklären: „Der Herr Graf Narbonne geht zu Maman's Papa, zu Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich.“

„Ah, mein Herr, empfehlen Sie mich dem Kaiser von Oesterreich!“ rief das Kind jetzt mit voller Sicherheit.

Als sich die Herren verabschiedeten, grüßte er sie mit einem anmuthigen Lächeln, ehe sie aber noch die Thür erreicht hatten, sahen sie, daß sich der Knabe bereits wieder auf sein Kissen geworfen und lustig seine ledernen Bälle in die Reihen der Kegel schleuderte.

„Wissen Sie, wem unser kleiner König von Rom sehr ähnlich sieht?“ fragte Narbonne mit dem Pallast-Präfekten in das kaiserliche Vorzimmer zurückkehrend, „aber auffallend ähnlich?“

„Nein, Herr Graf!“

„Nun dem Kaiser Joseph II.!“ rief Narbonne, „ich habe den Kaiser oft gesehen, als er in den achtziger Jahren hier zum Besuch war, aber ich habe in Brüssel und in Deutschland Bilder von ihm gesehen, aus seiner frühesten Jugend, Zug für Zug dasselbe Gesicht wie der König von Rom.“

„Das ist interessant,“ versetzte der Pallast-Präfekt, „indessen muß ich bekennen, daß ich es vorgezogen hätte, das hohe Kind seinem großen Vater ähnlich zu finden.“

„Das ist es nicht,“ meinte der Graf, indessen setzte er mit seinem gewöhnlichen Aplomb hinzu, „jetzt nicht, wahrscheinlich wird der kleine König dem Kaiser ähn-

licher werden, wenn er älter wird, jetzt, wie gesagt, scheint er mehr der Mutter nachzuschlagen."

Beim Eintritt in das Vorzimmer des Kaisers kam den Herren der Ordonnanzoffizier vom Dienst bereits entgegen und flüsterte: „Herr Graf von Narbonne, Se. Majestät der Kaiser erwartet Ew. Excellenz schon seit einigen Minuten!"

Der Graf verbeugte sich grüßend gegen seinen Begleiter und trat in das Cabinet des Kaisers.

Napoleon kam ihm lebhaft einige Schritte entgegen und blieb vor dem Grafen stehen.

„Nun, mein Herr, ich erwarte Sie!" sagte er mit einigem Mißvergnügen.

Er öffnete die Dose, die er in der Hand hielt, und streute den Taback umher, seiner Gewohnheit nach, denn er schnupfte eigentlich fast gar nicht, die Dose war nur eine Art von Zerstreuung für ihn; seine Dosen, die sonst sehr einfach von Schildpatt waren, hatten einen besonderen Werth dadurch, daß in die Deckel große silberne und goldene Erinnerungs-Münzen, die unter seiner Regierung geschlagen worden, eingelegt waren.

„Sire," entgegnete der Graf, „ich bitte um Verzeihung, ich machte dem Könige von Rom meine Aufwartung."

„Ah!“ rief Napoleon, augenblicklich besänftigt, „und wie finden Sie den Burschen?“

„Ich glaube, daß Ew. Majestät zu den schönsten Hoffnungen berechtigt sind.“

„Ja, er ist ein lieber kleiner Knabe,“ sagte der Kaiser fast weich, dann aber fuhr er plötzlich in anderem Tone fort: „Doch ich wollte nicht von dem Könige von Rom, sondern von dem Papste reden, der jetzt nichts mehr in Rom zu thun hat. Wissen Sie, mein theurer Narbonne, man muß die Menschen nicht an einen Platz stellen, auf den sie nicht passen. Ich bin überzeugt, Sie würden mir in einer theologischen Angelegenheit weit nützlicher gewesen sein, als es mir der Erzbischof von Mecheln in der Politik gewesen ist. Fürwahr, der Prälat hat zu Warschau eine höchst klägliche Rolle gespielt, und ich, ich bedaure, daß ich Sie nicht als Dritten zu meinen Conferenzen mit dem Papste zugezogen habe vor drei Wochen.“

„Sagen Sie das nicht, Sire,“ entgegnete Narbonne mit wehmüthigem Lächeln, „Ew. Majestät würden dann dort statt eines zwei Gegner zu bekämpfen gehabt haben!“

„Wie,“ rief der Kaiser, „steht es noch so mit Ihnen, Sie ein alter Philosoph, Diplomat und Minister?

Ich habe Ihre Verehrung für den Papst wohl bemerkt, mein Lieber, Ihre Trauer über die Unfälle und Leiden, die ihm verblendete Rathgeber zugezogen haben; trotz alledem aber war ich der Meinung, daß Sie die Principien der gallicanischen Kirche festhielten. Haben Sie denn nicht mehr von den alten Traditionen Ihrer Parlamente, von dem Geist des Widerstandes gegen die römischen Uebergriffe, von dem Geiste des großen Bossuet? Ei, wie hat sich Ludwig XIV., ehe er alt und devot wurde, gegen Rom gezeigt? Wie mächtig hat er das Ansehen seines Ambassadeurs in Rom aufrecht erhalten! und wie hat er einen Papst beherrscht, der nicht weniger hartnäckig als der meinige! Vergessen Sie nicht, daß ich, ohne an das Dogma zu rühren, der ganzen Geschichte ohne Weiteres ein Ende machen kann — ich brauche nur einen Patriarchen von Frankreich zu ernennen!"

„Sire," antwortete der Graf von Narbonne ernsthaft, „ich bekenne, daß ich geglaubt habe, das Project, einen Patriarchen zu ernennen, sei für einen Augenblick aufgetaucht in der Seele Ew. Majestät und dann wieder verschwunden; darum hat mich die Publication des Concordates im Moniteur so schmerzlich berührt.

Darf ich wohl Ew. Majestät bitten, zu bedenken, daß es nichts Anderes ist, wenn Sie dem Papste die Confirmation der Bischöfe nehmen, als de facto einen Patriarchen machen, und daß Ew. Majestät selbst, oder Ihr Cultusminister die Functionen des Patriarchen vollzieht. Das hat Ludwig XIV. niemals gethan, das hat Bossuet niemals gerathen oder empfohlen. Es fanden unter dem großen Könige viele Streitigkeiten mit Rom statt, es blieben Bischofssitze lange vacant, aber Ludwig XIV. hat niemals einen Bischof weder eingesetzt, noch abgesetzt. Die Einheit der katholischen Kirche ist immer gewahrt worden, Sire!"

„Aber nehmen Sie den Cardinal Maury," versetzte der Kaiser lebhaft, „ihn, den großen Vertheidiger der Kirche und des Thrones in der Constituante, erfüllt er seine Functionen als Erzbischof von Paris nicht vortrefflich auch ohne die päpstlichen Bullen?"

„Nein, Sire!" beharrte Narbonnne mit ernster Festigkeit, „dieser Mann täuscht Ew. Majestät, er ist ein Ueberläufer aus Rom und reizt Ew. Majestät zum Kriege gegen Rom, weil er fürchtet, daß man während des Friedens ihn zur Rechenschaft ziehen könnte. Und glauben Sie mir, Sire, das Papstthum ist eine solche Nothwendigkeit für die katholische Christenheit, daß alle

die Bischöfe, die jetzt Ihrem Einfluß gehorchen, wenn Sie dieselben befragen wollten, ohne Ihre Meinung vorher kund zu geben, daß sie Alle Ihnen rathen würden, dem Papste das Haus des heiligen Petrus zurückzugeben, ihm die Rechte der Nachfolger des Apostelfürsten zu lassen, und ihm weder Rom, noch die Confirmation der Bischöfe zu nehmen!"

„Ah! Rom," rief der Kaiser ungeduldig, „was Sie verlangen, ist ganz unmöglich, Rom ist das Erbtheil meines Sohnes, Rom ist die Krone des Kaiserreichs. Was die Angelegenheit der Investitur betrifft, da könnte ich allenfalls Concessionen machen. Sehen Sie zu, ob Sie einen Ausweg finden können, ich werde mit Vergnügen Ihre Ansichten darüber lesen, vielleicht hilft uns hier Ihr gesunder Laienverstand."

„Sire," antwortete der Graf, „meine Ansicht ist bald gesagt: geben Sie sofort dem Papst die Freiheit, führen Sie ihn nach Rom in seine Kirche und in seinen Pallast zurück, und dann eröffnen Sie Unterhandlungen mit ihm, die gewiß zum Ziele führen werden, wenn Ew. Majestät nichts verlangen, was gegen die Freiheit und das Dogma der Kirche ist."

„Aber, mein Lieber," erwiederte Napoleon, „wie kann ich dem Papst die Freiheit geben, jetzt wo er

protestirt? Wie kann ich ihn nach Rom zurückführen? das wäre eine Revolution! Doch, denken Sie nach, ich bitte Sie um eine Note, in der Sie mir Ihre Ansichten entwickeln; ich werde dieselbe mit großer Aufmerksamkeit lesen, ich wünsche, daß Sie mich überzeugen!"

Damit wurde Graf Narbonne entlassen.

Graf Narbonne benahm sich während dieser ganzen Unterredung wie ein Hofmann im schönsten Sinne des Wortes; herrschend ist die alberne Meinung, ein Hofmann müsse ein Schmeichler seines Herrn, ein Heuchler, Kriecher und Intrigant sein; oh, es giebt Hofleute, die aus ganz anderem Ton geknetet, auf ganz anderem Holz gewachsen sind. Ein ächter Hofmann ist ein Mann, der zwar auch bei Hofe ein Mann und seinem Fürsten gegenüber ein Mann, ein ganzer Mann bleibt, der aber zugleich auch versteht, höflich zu sein bei dem vollsten Bewußtsein seiner Manneswürde. Das ist ein ächter Hofmann! Es ist nicht immer die Manneswürde mit Derbheit und Rohheit vergesellschaftet, höflich feine Sitte und rechter Mannessinn gehen gern Hand in Hand. Es ist unverschämt, daß schlechte Erziehung, faule Nachlässigkeit und bequemes

Sichgehenlassen die höflich feine Sitte für Heuchelei und Schmeichelei erklären.

Als ein ächter Hofmann hatte Graf Narbonne sich nicht gescheut, dem großen Despoten zu widersprechen, da wo es auf seine religiösen Grundsätze ankam, und es lag in seinem Widerspruch und in der Art, wie er ihn hervorbrachte, so viel männliche Tüchtigkeit, daß selbst Napoleon nicht zürnen konnte; unbeugsam in den Grundsätzen aber gab Narbonne augenblicklich nach, wo er nichts aufzugeben hatte, als seine Neigungen, als seine Bequemlichkeit. Mit der Stellung, die er demnächst in Wien einzunehmen bestimmt war, hinlänglich beschäftigt, war der Graf durch den Auftrag Napoleons sehr belästigt, und war dies in um so höherm Grade, da er, von der Religionslosigkeit des Kaisers überzeugt, nichts von ihm für die Kirche hoffen konnte; aber er gab augenblicklich nach und übernahm die Abfassung einer Denkschrift über das Concordat und das Verhältniß der französischen Kirche zu dem Papstthum.

Napoleon war nicht sehr befriedigt von seiner Unterredung mit Narbonne; er war halb und halb übler Laune, aber er hatte das Gefühl, daß nicht Maury oder sonst einer von den andern abtrünnigen Priestern den Fehler, den er mit dem Concordat begangen, wieder

gut zu machen vermöge, sondern daß das nur ein Mann könne, der wirklich zur Kirche halte, und darum hatte er den Grafen von Narbonne gewählt, weil eben die höflichen Formen des alten Cavaliers ihm am wenigsten lästig waren.

Der Kaiser war noch lebhaft mit dem Gegenstande beschäftigt, als er in den Salon trat, wo sein Dejeuner aufgetragen wurde, und der Marschall Kellermann Herzog von Valmy ihn erwartete, der an diesem Tage allein mit dem Kaiser speiste.

„Und was sagen Sie zu dem Concordat, Marschall?“ fragte Napoleon, nachdem er seine Julienne ziemlich hastig gespeist.

Verwundert legte der alte Kriegsmann den Löffel hin und sah seinen Herrn an; es hatte dieser Gegenstand kein besonderes Interesse gehabt bis jetzt für den ehrlichen Kanonier von Valmy.

„Sie wissen doch, daß der Papst vor einigen Wochen ein Concordat unterzeichnet hat, welches ich ihm persönlich in Fontainebleau vorgelegt hatte, wie finden Sie dieses Concordat? He! ist's nicht vortheilhaft für Frankreich? Sie müssen es vor ein paar Tagen im Moniteur gelesen haben.“

„Oh! es ist ganz vortrefflich, Sire!“ antwortete

der Marschall etwas unsicher, „ich habe mich sehr darüber gefreut!“

Der alte Kriegsmann log ganz erschrecklich, er hatte nicht eine Zeile des Concordates gelesen; aber er hörte, daß es der Kaiser selbst dem Papste vorgelegt, darum fand er es vortrefflich.

Es sind, wie man sieht, nicht immer die Hofleute, welche bei Hofe am unverschämtesten lügen. Den Marschall Kellermann wird Keiner für einen Hofmann erklären.

„Können Sie glauben, Marschall,“ fuhr der Kaiser, erfreut über die Beistimmung des Marschalls, auf die er sonst nicht den geringsten Werth zu legen pflegte, mit großer Lebhaftigkeit fort, „daß der Papst acht Tage darauf, nachdem er dieses Concordat freiwillig unterzeichnet, mir einen lamentablen Brief schrieb, in welchem er erklärte, daß er es sehr bedaure, dasselbe unterzeichnet zu haben, daß ihm sein Gewissen Vorwürfe darüber mache und daß er mich inständig bitte, es als nicht geschehen zu betrachten. Ich antwortete ihm natürlich, daß das, was er verlange, gegen die Interessen Frankreichs sei, daß er sich übrigens, da er als Papst unfehlbar sei, nicht habe irren können, und

daß sein Gewissen sehr voreilig sei, sich in diese Angelegenheiten zu mischen."

Der Graf Narbonne hatte sehr recht, wenn er Napoleon für völlig religionslos hielt; dieser wohlfeile Spott über den Satz von der Infallibilität des Papstes, der übrigens nur von Glaubenssachen gilt, war eines katholischen Christen unwürdig, und der Kaiser hatte seinen Lohn dafür hin in dem beistimmenden Gelächter des brutalen Marschalls und der strafenden Miene des Pallast-Präfecten Bauffet, der den Dienst leitete.

Ohne sich anscheinend um diese Wirkung seiner Worte zu kümmern, und mit der Miene, als ließe er sich nur von der Fülle seiner Ideen fortreißen, fuhr Napoleon einen Augenblick darauf fort: „In der That, sagen Sie, Marschall, was war Rom im Alterthum und was ist es jetzt?"

Kellermann wäre sehr verlegen um eine Antwort gewesen, denn er wußte weder etwas von dem alten noch von dem neuen Rom; glücklicher Weise für ihn verlangte Napoleon gar keine Antwort, sondern er declamirte weiter, wie das seine Art bei solchen Veranlassungen war.

„Nein!" sagte er, „zermalmt von den nothwendigen Folgen der Revolution kann es sich niemals wieder

aufrichten; Rom kann sich nicht mehr selbst erhalten."

Seitdem Napoleon das sagte, hat ihm eine weitere Existenz Roms von fast einem halben Jahrhundert Unrecht gegeben.

„Die alte römische Gesetzgebung," fuhr der Kaiser fort, war nicht vollkommen, aber sie war geeignet, in allen Fächern große Männer hervorzubringen. Das neue Rom hat auf die Politik Grundsätze angewendet, die in der Religion sehr ehrwürdig sein mögen, die aber in der Politik dem Glücke der Völker nachtheilig sind. Die Menschenliebe ist zum Beispiel die vollkommenste aller christlichen Tugenden, also muß man Allen Almosen geben, die Almosen verlangen, darum ist Rom zum Sammelplatz der Bettelnden fast aller Nationen geworden."

Der Marschall sah Napoleon staunend an, er bewunderte offenbar die Logik seines Herrn; Andere werden auch staunen ob solcher Logik; der große Mann war offenbar stärker in Thaten als im Raisonnement. Das wäre kein Vorwurf, wenn derselbe nicht die Gewohnheit gehabt hätte, seine Raisonnements sofort in Thaten zu übersetzen.

„Man sieht dort," so raisonnirte Napoleon weiter, „wie man mir berichtet, denn ich selbst bin nie in Rom

gewesen, alle Müßiggänger der Erde vereinigt, die sich dahin flüchten, zum Voraus überzeugt, dort überflüssige Nahrung und bedeutende Geschenke zu bekommen. So leidet das päpstliche Gebiet, das durch seine Lage unter einem glücklichen Himmel, durch seine schiffbaren Flüsse und durch die Güte seines Bodens bestimmt, unermeßliche Reichthümer hervorzubringen, Mangel, großen Mangel, nur weil es an Cultur fehlt."

Diese Behauptungen Napoleons bewiesen allerdings zur Genüge, daß er nie den Kirchenstaat gesehen.

„Berthier hat mir versichert," fuhr der Kaiser fort, „daß man dort große Strecken Landes durchreisen könne, ohne eine Spur von Menschen zu finden. Die Weiber selbst, die für die schönsten in Italien gelten, sind dort indolent und zu keiner Thätigkeit für die Sorgen des Lebens fähig. Es ist die Weichlichkeit der Sitten Asiens. Das neue Rom beschränkt sich darauf, mit den Wundern der Kunst der Alten zu prunken; wir haben aber doch ein wenig dort aufgeräumt."

Napoleon und sein Marschall lachten.

„Das Pariser Museum," plauderte der Kaiser mit der ungezwungenen Freude eines Scythen, der seine Beute prahlend preist, weiter, „das Pariser Museum ist vollgestopft mit den Meisterwerken der Kunst der Alten,

mit denen Rom so lange geprunkt hat. Doch um auf die Politik zurückzukommen, was konnte die päpstliche Regierung im Vergleich mit den andern großen Souverainetäten in Europa noch vorstellen? Diese kleinen Souveraine also gelangen in einem Alter auf ihren Thron, wo man sich nach nichts weiter mehr sehnt, als nach Ruhe. Im Alter ist Alles Uebung, Alles Gewohnheit, man denkt nur daran, seine Größe zu genießen und sie auf seine Familie zurückstrahlen zu lassen. Ein Papst kann nur mit einem durch die lange Uebung der Intrigue eingeschrumpften Geiste und mit der Furcht, sich mächtige Feinde zu machen, zur Regierung kommen, er muß stets fürchten für seine Familie, denn sein Nachfolger ist ja immer unbekannt. Genug, ein Papst kann nichts weiter wollen, als ruhig leben und sterben. Darum beschäftigt er sich immer mit Dingen, die nichts mit der Religion zu thun haben und nur geeignet sind, dem Volke Verachtung gegen eine solche Regierung einzuflößen."

Welche Ansichten! welche Urtheile! Das Beste davon war immer noch zu drei Viertheilen falsch und irrig. Diesen kaiserlichen Meinungs-Aeußerungen gegenüber war es vollkommen passend, daß Marschall Kellermann sagte: „Sire, Ew. Majestät sollten einfach be-

fehlen, daß immer der jüngste Cardinal zum Papst gewählt würde!“

„Ich ließe mir Ihre Idee gerne gefallen,“ erwiederte Napoleon lachend, „wenn nicht eine zu große Energie des geistlichen Souverains andererseits auch ihre großen Bedenken hätte —“

Der Kaiser schwieg einen Augenblick. Der arme Marschall begriff natürlich nicht, daß Napoleon die Energielosigkeit der geistlichen Souveraine zwar tadeln, aber keineswegs energische Päpste unter der dreifachen Krone sehen wollte.

„Den einzigen Nutzen, den ich bei Ihrem Vorschlage sehen könnte, Marschall, wäre die Unterdrückung jenes politischen Serails, gewöhnlich Conclave genannt. Ich will nicht sagen Harem, Marschall, Serail bedeutet in der Sprache des Morgenlandes einen Pallast.“

Mit diesen Worten erhob sich Napoleon von der Tafel, der Marschall legte seine Serviette hin, offenbar wenig interessirt bei der sprachlichen Unterscheidung zwischen Serail und Harem.

Der Pallast-Präfect Baron von Bausset aber, ein so eifriger Anhänger Napoleons er auch war, biß sich auf die Lippen, denn er begriff sehr gut, daß der Kaiser Harem hatte sagen wollen, und der letzte Rest von

katholischem Glauben revoltirte in seinem Herzen gegen die cynische Art und Weise, in welcher sein vergötterter Herr sich über die Kirche aussprach.

Ob sich Graf Narbonne so bemüht haben würde, für den Kaiser die eingehendsten Denkschriften über die Stellung Frankreichs zu dem Papstthum auszuarbeiten, wenn er gewußt hätte, mit welchem Leichtsinn, mit welcher Kälte Napoleon die ganze Frage ansah? Mehrmals im Laufe des Märzmonats hielt er dem Kaiser Vortrag über diese Angelegenheiten; er bemerkte wohl, daß derselbe ziemlich zerstreut dabei war, er kannte auch die Religionslosigkeit seines Herrschers, aber er hielt ihn für einen tiefern Politiker und glaubte ihn fähig, die ungeheure Bedeutung der katholischen Frage zu würdigen.

„Ja, ja," unterbrach Napoleon einen der Vorträge Narbonne's über diesen Gegenstand, „ich verstehe Sie vollkommen; für mich aber handelt es sich bei dieser Gelegenheit nur um die beiden Titular-Souveraine Roms, die ich jetzt hier habe, den König von Rom und den Papst von Rom; ich bin auch zu Concessionen bereit, aber es versteht sich von selbst, daß ich immer der wirkliche Souverain Roms dabei bleibe."

Der Graf Narbonne sah seinen Kaiser halb bestürzt, halb bekümmert an.

Das hatte er nicht erwartet:

Napoleon aber fuhr fort: „Lassen wir aber jetzt die Souveraine Roms bei Seite, mein theurer General! wir wollen diesen Gegenstand zurückzulegen und ihn erst wieder vornehmen, wenn wir eine große Schlacht an den Ufern der Elbe und der Weichsel gewonnen haben. Sie waren in Berlin anwesend, mein theurer Narbonne, an jenem Tage, an welchem Saint Marsan officiell benachrichtigt wurde von der schnöden Verrätherei des Generals von York, Sie waren Zeuge von der Indignation des Königs über dieses Verbrechen, Sie haben die Versprechungen gehört, welche uns dieser Hardenberg damals im Namen seines Fürsten machte. Ich muß Ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, mein theurer Narbonne, daß Sie von Anfang an Preußen nicht getraut und an seine Versprechungen nicht geglaubt haben. Die Ereignisse haben Ihnen vollkommen Recht gegeben, Alles bricht gegen uns los, Preußen hat die Maske abgeworfen, es hat sich mit Rußland verbindet. Was Haß oder Furcht nicht gegen' uns in's Gewehr ruft, das erkauft englisches Gold Bernadotte ist zu Rußland übergegangen, es ist eine

Coalition gegen uns von Stockholm bis Breslau. Bleibt Oesterreich, das seit dem Beginn dieses Jahres nun schon zum dritten Male die Sprache ändert. Zuerst sprach es von seiner Anhänglichkeit an das Bündniß mit mir, dann kamen die dringenden Bitten um die Herstellung des Friedens, immer begleitet von den eifrigsten Freundschaftsbetheurungen. Darauf nahm es die majestätische Miene und Sprache einer vermittelnden Macht an, und nun kommen schon die glatten Neutralitäts-Prätensionen zum Vorschein. Sie müssen sofort nach Wien, mein theurer Narbonne; ich muß genau sehen, alle Schleier müssen fallen. Mit wem habe ich es zu thun in Wien, mit Freunden oder Feinden? Reisen Sie auf der Stelle ab, Sie müssen dazu vorbereitet sein!"

Narbonne verbeugte sich zum Zeichen der Einwilligung.

„Ich kann nicht an wirkliche Feindseligkeiten von Seiten meines Schwiegervaters glauben," fuhr Napoleon in seiner tiefen Selbsttäuschung über diesen Punkt fort, „kommen Sie in Wien immer auf die Familienverbindung zurück, der Kaiser, mein Schwiegervater, ist billig und verständig. Er hat die ganze Last einer französischen Invasion kennen gelernt, er wird

mir jetzt treu bleiben, ich zweifle nicht daran. Aber Hof-Intriguen, Salon-Eitelkeiten und kriegerische Gelüste gewisser großer Damen conspiriren dort gegen mich. Ich weiß, welcher scandaleuse Empfang einem russischen Agenten daselbst geworden ist; das muß aufhören, wird aufhören vor scharfblickenden Augen. Es wird Ihnen nicht schwer werden, dem Kaiser Franz die Nothwendigkeit der französischen Alliance zu beweisen, sie ist die natürlichste und vortheilhafste für ihn."

Das war eins von jenen gewaltigen Sophismen, mit denen Napoleon sich zuweilen selbst verblendete. Oesterreich sollte durchaus in Rußland seinen einzigen Feind sehen, er behauptete, durch die Ereignisse des Jahres 1812 sei die Gefahr, welche Oesterreich von Rußland aus drohe, noch größer geworden, Oesterreich müsse jetzt jedes Mißtrauen gegen Frankreich schwinden lassen, gegen Frankreich, welches die Mission habe, auf Oesterreich gestützt, Central-Europa gegen die russische Uebermacht zu schützen.

Der Kaiser entließ den Grafen Narbonne sehr gnädig, nachdem er ihm noch einige Sätze dictirt hatte, auf welche gestützt der Graf mit dem Kaiser Franz und Metternich unterhandeln sollte.

Der Kaiser hoffte durch Narbonne eine Solidarität zwischen Frankreich und Oesterreich hergestellt zu sehen; der Graf aber kam traurig aus den Tuilerien zurück und rüstete sich zur sofortigen Abreise nach Wien.

„Ich möchte den Kaiser so gern versöhnen mit denen, die noch nicht seine offenen Feinde sind," sagte Narbonne zu seinen näheren Freunden, die er rufen ließ, um Abschied von ihnen zu nehmen, „aber ich habe kein Glück dabei. Mit dem Papste konnte ich ihn wirklich versöhnen; es wäre mir geglückt, im Moment aber, wo der Erfolg schon gesichert, legt er die Sache bei Seite und will nichts mehr davon hören. Heute schickt er mich nach Wien; vor zwei Monaten, vor einem Monate noch hätte ich vielleicht dort Erfolg haben können, heute scheint mir derselbe mehr als zweifelhaft. Der Kaiser macht es wie die Kranken, wenn die Weisheit der gewöhnlichen Aerzte nicht mehr ausreichen und keine Linderung schaffen will, dann nehmen sie ihre Zuflucht zu sympathetischen Mitteln, über die sie sonst spotten, gewöhnlich aber ist es dann schon zu spät. Ich gehe jetzt als sympathetisches Mittel nach Wien, aber ich fürchte sehr, daß die

Alliance Frankreichs mit Oesterreich bereits dem Tode verfallen ist.

Mit so traurigen Ahnungen und Ansichten reiste Graf Narbonne nach Wien ab.

Andere hofften mehr von ihm, als er selbst. —

Viertes Kapitel.

Septimanie und Honorine.

Was das Regiment der Frauen
Anbetrifft, o großer König,
So ist meine Meinung dies:
. . . . . .
Sonderlich im Punkt der Ehre
Gab kein Weib dem Mann Gesetze;
Durft' auch nie ihm solche geben;
Das Vergnügen ist ihr Feld.
Und da mögen sie regieren.
Sie versteh'n darauf sich besser,
Besser, dünkt mich, als die Männer —
Dies ist meine Meinung, Herr!
Und was anlangt ihre Gleichheit,
Unterwerf ich mich der Meinung
Meines Lehnsherrn. Alle taugen
Nichts, sobald der Mann nichts taugt.

(Aus dem Cid. Nach Herder.)

Ein bescheidenes, dem äußern Ansehen nach etwas heruntergekommenes Haus steht in der alten Augustinerstraße zu Paris, darin ein kleiner Salon, geziert mit alten Kupferstichen in wurmstichigen und erblindeten

Goldrahmen, die Siege Ludwig's XIV. darstellend, und mit einem Gemisch von Meubles ausgestattet, das jedem Geschmack in seiner Zusammenstellung Hohn spricht, aber für den Kenner eine höchst interessante Sammlung von zum Theil sehr kostbaren Gegenständen bildet, in welcher von Ludwig XIV. bis auf Ludwig XVI. jede Geschmacksrichtung repräsentirt ist.

Das Haus in der alten Augustinerstraße ist das Eigenthum und der wunderlich ausgestattete Salon darin der Stolz der Frau Victoire Wittwe La Grange, welche in diesen Umgebungen seit zwanzig Jahren beinahe schon ein stilles und ehrbares Leben führt, das lediglich der Erinnerung an eine längstvergangene Zeit und dem Abstäuben der alten Meubles geweiht zu sein scheint.

Frau Victoire ist die Wittwe des Herrn Michel La Grange, welcher vor der Revolution die Stelle eines Maitre d'Hotel bei Sr. Hoheit dem Herrn Prinzen von Conti bekleidete, den Titel und den Rang eines königlichen Unter-Wolfs-Jagd-Lieutenants hatte, und ein treuer Diener des hohen Hauses Condé war, bis er im Jahre 1793 guillotinirt wurde.

Seine Wittwe, welcher er zwei Kinder, kleine Mädchen von zwei und drei Jahren, und das Haus

in der alten Augustinerstraße hinterließ, war bis zu ihrer Verheirathung in Diensten der Frau Prinzessin von Condé gewesen, und stammte gleich ihrem Gemahl aus einer Familie, die im Hause dieser großen Prinzen seit undenklichen Zeiten bedienstet gewesen.

Alle die Meubles, welche in dem Salon eine so interessante Sammlung, aber höchst wunderliche Ausstattung bildeten, waren als Geschenke nach und nach von den Prinzen und Prinzessinnen des hohen Hauses Condé an ihre treuen Diener und Dienerinnen in der Familie La Grange gekommen.

Frau Victoire kannte die Geschichte jedes Tisches und jeder Uhr, jeder Vase und jedes Stuhles, und erzählte sich dieselben selbst, wenn sie gerade keinen Zuhörer fand. Erzählen aber mußte sie dieselben täglich, es war, als ob sie sich verpflichtet glaubte, die alten Geschichten eben so wie die alten Stühle täglich abzustäuben und in Ordnung zu halten.

Die gute Frau, die noch die altmodigen Hauben aus der Zeit kurz vor der Revolution auf dem sorgfältig frisirten und gepuderten Haar trug, die einherrauschte knisternd in den altmodigen, verblaßten, verschossenen Seidenroben über dem Reifrock, die ihr in ihrer früheren Stellung bei der Prinzessin Condé in

großer Anzahl zugekommen waren, denn die abgelegten Kleider Ihrer Hoheit bildeten einen Theil ihres Einkommens, — die gute Frau glich in ihrem Salon mehr einem Gespenst aus vergangener Zeit, als einem lebenden Wesen, und doch war Frau Victoire gar nicht so alt und ihr rundes Gesicht zeigte noch Spuren von früherer Schönheit, wie auch ihre Hände und Arme noch immer weiß und voll waren. Die gute Frau, die vielleicht niemals geistig sehr begabt gewesen, war seit dem Jahre, in welchem man ihren Gatten guillotinirte, etwas schwachsinnig geworden, in Folge einer Krankheit, in welche sie dabei verfiel. Sie hatte Alles in treuem Gedächtniß bewahrt, was sie vor der Revolution gesehen, gehört und erlebt, davon erzählte sie sich und Andern fortwährend, von da ab wußte sie nichts mehr. Die Prinzen und Prinzessinnen, denen sie gedient, der Mann, den sie geliebt, die Personen, mit denen sie Umgang gepflogen, alle, alle waren verschwunden, das hatte ihren Verstand verwirrt; sie sprach nie darüber, wenn aber Andere in ihrer Gegenwart davon sprachen, so lächelte sie, als ob sie Alles besser wisse, aber sie sprach nie davon.

Sonst erfüllte sie ihre häuslichen Pflichten mit musterhafter Sorgfalt und folgte dabei dem Rath und

den Anweisungen des Sieur Gaspard Corbin, der noch mit ihr zugleich im Hause Condé unter ihrem verstorbenen Gemahl gedient hatte und sich nun der verlassenen Frau und ihrer beiden Waisen mit redlichem Eifer annahm, auch die Wittwe in allen ihren Geschäften vertrat, welche sie nicht wohl selbst verrichten konnte. Auf dieses Freundes Rath hatte sie ihre beiden Kinder, als sie neun und zehn Jahre alt waren, in eine der klösterlichen Erziehungs-Anstalten gebracht, die man wieder einrichtete, als die Wogen der Revolution sich zu verlaufen anfingen; mit diesem Freund hatte sie alle Sonntage ihre Töchter in der Kloster-Pension besucht und sie wieder zu sich genommen, als ihre Erziehung vollendet war.

Es war ein stilles und ärmliches Leben, welches die Wittwe mit ihren beiden Töchtern führte, aber es fehlte ihnen nie an dem Nothwendigsten, dafür sorgte die Freundschaft Gaspard Corbin's; der ein wohlhabender Junggesell war und sich in zartester Weise für die Familie zu bemühen pflegte.

Gaspard Corbin war ein stattlicher Vierziger, der sich die vornehmen Manieren des großen Hauses, in welchem er gedient, erhalten hatte; in seiner ersten Jugend hatte er das Leben genossen, wie man zu

sagen pflegt; die Ereignisse der furchtbaren Umwälzung aller Verhältnisse, der Untergang des Thrones und des Hauses Condé hatten ihn ernst gemacht, aber im Umgange war er noch immer ein heiterer Bursche, der Scherz liebte und sich genug von der altfranzösischen guten Laune, von dem prickelnden Witz und der anmuthigen Galanterie gegen Frauen, die vor der Revolution das gemeinsame Eigenthum der ganzen französischen Gesellschaft waren, gerettet hatte, um noch immer für einen höchst unterhaltenden Gesellschafter gelten zu können.

Der Sieur Gaspard Corbin war überall ein gern gesehener Gast, im Hause der Wittwe La Grange aber war er der hochwillkommene, einzige Gast, und wenn er, seiner Gewohnheit gemäß, sein gutes, rundes, wohlgenährtes Gesicht mit den kleinen, funkelnden, schwarzen Augen durch die halbgeöffnete Thür steckte und mit etwas näselnder Stimme fragte: „Ist es erlaubt bei Ihnen einzutreten, meine Damen?“ dann verklärten sich die Gesichtszüge der Mutter sowohl wie der Töchter.

Honorine, die Jüngere, ein zierliches Figürchen mit einem allerliebsten Dosengesicht, in welchem jeder Zug, jeder Blick der braunen Augen Reiz und Leben war,

flog dem Eintretenden entgegen, zog ihn in's Zimmer, hielt ihm ihre Stirn zum Kuß hin, nannte ihn ihren kleinen Papa und trieb mit ihm tausend Possen, die den äußerlich etwas gravitätischen Sieur höchlich amüsirten, wenn sie ihm auch bisweilen unbequem waren.

Septimanie, Honorinen's ältere Schwester, war eine Schönheit anderer Art; ihre dunklen Augen waren schmachtend, ihre Gestalt höher, ihr ganzes Wesen stiller, ruhiger, innerlich aber war sie bewegter und leidenschaftlicher als die muntere Schwester. Auch sie empfing den alten, treuen Freund stets mit großer Freude, wenn sich dieselbe auch nicht lebhaft äußerte.

Frau Victoire selbst pflegte die Verbeugungen Gaspard Corbin's durch die doppelte Anzahl von Knixen zu erwiedern, reichte die Hand zum Kuß, genau in derselben Attitude, in welcher Ihre Hoheit die Frau Prinzeß von Condé das vor dreißig Jahren gethan haben mochte, und begann dann sofort zu erzählen: „Der Stuhl, auf welchem Sie eben Platz genommen, mein Herr, gehörte zu dem Mobiliar des westlichen Pavillons in Chantilly; als dasselbe bei der Vermählung des Herrn Herzogs von Bourbon durch ein neues ersetzt wurde, bat mein seliger Schwiegervater sich diesen Stuhl zum Andenken aus, weil er an dem Tage darauf

gesessen, an welchem der Herr Herzog von Bourbon geboren wurde. Es war das der Lieblingssessel meines seligen Schwiegervaters, und so lange derselbe lebte, hat es nie Einer von uns gewagt, sich darauf zu setzen!"

Da der wackere Corbin alle diese Geschichten schon ganz genau kannte, er auch überdem wußte, daß sich die gute Frau gar nicht darum bekümmere, ob ihr Jemand zuhöre oder nicht, so hatte er sich angewöhnt, wenig auf diese Mittheilungen zu achten und sofort seine große Bonbonniere zu öffnen, deren Inhalt er in die Hände Honorinens zu leeren pflegte, welche ihm das junge Mädchen bittend wie ein Kind vorhielt.

So war der Umgang des Junggesellen mit der Familie in dem kleinem Hause in der alten Augustinerstraße einige Jahre friedlich fortgegangen, seit die beiden Mädchen dahin zurückgekehrt aus der Kloster-Pension.

Seit einigen Wochen aber war eine Veränderung eingetreten, denn am Neujahrstage 1813 war der Sieur Gaspard Corbin noch geputzter als gewöhnlich erschienen und hatte den Damen auseinander gesetzt, daß er in eine noch innigere Verbindung mit ihnen zu treten wünsche, kurz er hatte um die Hand der schönen Septimanie gebeten, und dieselbe war ihm sofort zugesagt worden. Seit diesem Tage sorgte Corbin in

reichlicher Weise für den Hausstand, er hatte alle Ausgaben übernommen; und auch die entfernte Zukunft der Familie, die er liebte, war sicher gestellt durch seine Vermählung mit der schönen Septimanie. Das war die Hauptabsicht, die er bei seiner Bewerbung um das junge Mädchen gehabt, er sprach das auch ganz offen aus, und wenn die gute Mutter ihn auch nicht begriff, so war sie doch vollkommen zufrieden mit allem, was Corbin vorschlug und anordnete.

Septimanie selbst war nicht eben eine glückliche Braut, aber sie hatte ohne Zögern und Bedenken dem alten Freunde ihrer Mutter, der von Kindheit auf wie ein Vater für sie und die Ihrigen gesorgt, ihre Hand gegeben, sie hegte eine kindliche Liebe und Dankbarkeit für ihn und konnte an seiner herzlichen Zuneigung nicht zweifeln.

Die Hochzeit war für den Monat Mai bestimmt, bis dahin sollten einige bauliche Reparaturen in dem kleinen Hause in der alten Augustinerstraße beendet werden, denn da Frau Victoire ihr Haus nicht verlassen wollte, so entschloß sich der Sieur Gaspard Corbin rasch, sein Haus zu verkaufen, weil er mit der Familie seiner Zukünftigen eine Wirthschaft führen wollte.

Am meisten freute sich Honorine auf die bevorstehende Hochzeit; ihrer Heiterkeit dünkte die Zeit bis dahin unendlich lang, weder Septimanie noch ihr Bräutigam waren so ungeduldig wie sie. Im Gegentheil, je näher der bestimmte Hochzeitstag rückte, desto ernster, schweigsamer und trüber wurde die Braut, und wenn auch weder die Mutter, noch der Bräutigam eine Veränderung in Septimaniens Wesen bemerkten, den hellen braunen Augen Honorinen's entging sie nicht; sie überraschte ihre Schwester oft in Thränen, aber sie sagte nichts, sondern erwartete, daß dieselbe sie zur Vertrauten ihres Kummers machen werde, da dieselbe sonst nie ein Geheimniß vor ihr gehabt.

Septimanie aber schwieg und wurde immer trauriger.

Es war an einem ungewöhnlich heiteren Apriltage; die gute Frau Victoire hatte die Fenster ihres Salons geöffnet und milde Lenzluft durchströmte die Räume, die nur an den Duft altmodisch köstlicher Parfums gewöhnt waren; Frau Victoire saß in einem Lehnstuhl, von dessen früheren Besitzern sie vor sich hin erzählte, während sie die silbernen Beschläge eines prachtvollen Gebetbuches mit dem eingelegten Wappen der Condé, den drei Lilien und dem Schrägbalken in der Vertiefung dazwischen, auf dem Deckel putzte. Septimanie

lag in einem Sopha, der offenbar zur Zeit der Regentschaft gearbeitet worden war; die Braut weinte.

Da näherte sich ihr die heitere Schwester; sie blieb einen Augenblick vor der Weinenden stehen, die vergeblich ihre Thränen zu verbergen suchte, dann warf sie sich neben der Schwester auf den Sopha nieder, umschlang sie heftig mit beiden Armen, küßte sie und flüsterte: „Du sagst mir nichts, meine Septimanie? wenn Du mich noch liebst, so sagst Du mir auf der Stelle, warum Du seit Wochen schon so traurig bist und so vielst weinst!“

„Ach Honorine!“ entgegnete Septimanie, und ihre Thränen flossen stärker.

„Ich weiß schon Alles, schweige nur, wenn es Dir zu schwer wird zu sprechen,“ sagte Honorine hastig, „ich will Dir Alles vorsagen und Du brauchst nur mit dem Kopf zu nicken, damit ich sehe, ob ich mich getäuscht habe oder nicht. Du zitterst, wenn Dich Dein Bräutigam küßt, seine Liebkosungen sind Dir unangenehm, also ist es Dir schrecklich, ihn zu heirathen. Habe ich recht?“

Septimanie nickte.

„Aber, warum ist es Dir schrecklich, unsern alten Freund und Wohlthäter zu heirathen?“ fuhr Honorine

fort. „Ich will es Dir sagen, Du denkst an Gervais Sainte-Pallaie, Du machst Dir Gewissensnoth, weil Du dem Lieutenant Dein Wort gegeben, Du denkst, es sei möglich, daß derselbe noch zurückkehre; das ist albern von Dir, denn der Lieutenant hat, seit er vor drei Jahren nach Spanien marschirte, nichts von sich hören lassen; er ist also todt, oder hat Dich vergessen, ist ungetreu, und das Andenken an ihn darf Dich in keinem Falle hindern, die Frau unseres gutren Corbin zu werden. Nimm Dich in Acht, Septimanie, ich werde es nicht leiden, daß meinem kleinen Papa etwas Unangenehmes geschieht!“

Das sonst so heitere Mädchen sprach im höchsten Grade ernsthaft. Der entschiedene Ton, in dem sie sprach, schien der ältern Schwester zu imponiren; sie neigte ihr schönes bethräntes Antlitz Honorinen zu und flüsterte, sie flehend anblickend: „Habe Mitleid mit mir, der arme Sainte-Pallaie! er ist weder untreu noch todt, ich habe ihn gesehen, gesprochen!“

„So, und was sagt der Herr Lieutenant?“ versetzte Honorine trocken, „warum hat er seit drei Jahren nichts von sich hören lassen?“

„Sei nicht ungerecht gegen ihn, Schwester,“ nahm Septimanie eifrig das Wort, „er wurde blessirt und

gefangen, er ist zwei Jahre in Gefangenschaft gewesen und durch Zufall befreit. Oh, Du solltest ihn sehen, wie bleich und elend er aussieht; abgemagert und traurig stand er vor mir, und ich, ich hatte den Muth nicht, ihm zu sagen, daß ich die Braut eines Anderen sei!"

Honorine rieb sich die Stirn mit der kleinen Faust, wie sie zu thun pflegte, wenn sie nicht gleich mit sich auf's Reine kommen konnte; sie pflegte dann immer unmuthig gegen sich selbst die Faust zu ballen, denn klar und in Ordnung wollte sie stets Alles um sich her haben.

„Also mager und bleich ist der arme Gervais Sainte-Pallaie geworden!" entgegnete sie endlich, „da muß es allerdings hart an ihn gekommen sein, denn trotz seiner ätherischen Liebe zu Dir und trotz seiner Romantik, hatte er immer hübsche, dicke, rothe Backen und einen tapfern Appetit. Also Du hast ihm noch nicht gesagt, daß Du Braut bist? Hm! Der Gervais war immer ein guter Junge, ich möchte ihm gern helfen, aber mein kleiner Papa darf nicht darunter leiden! Weine doch nicht, Septimanie, ich bitte Dich; Du hast schon rothe Augen, und nichts ist abscheulicher als rothe Augen!"

„Ist's erlaubt einzutreten?" fragte Gaspard Corbin, der eben die Thür öffnete.

Honorine sprang auf und eilte dem Bräutigam ihrer Schwester entgegen.

„Ich habe Ihnen etwas allein zu sagen, mein kleiner Papa!" rief sie und bemühte sich, den Eintretenden bei der Hand durch den Salon nach der Thür des Nebenzimmers zu ziehen.

„Ach! Mademoiselle, nehmen Sie sich doch in Acht," wehrte sich dieser scherzend, „Sie werden mir die schönen Spitzenmanschetten zerreißen, lassen Sie mich doch meine Braut begrüßen!"

„Das hat Zeit bis nachher!" drängte Honorine.

„Die verehrte Maman!"

„Wird sich zu trösten wissen, bis ich mit Ihnen geredet, mein Herr, kommen Sie!" befahl Honorine.

Dieser Entschiedenheit gab der Sieur Gaspard Corbin lachend nach und folgte ihr in das Nebenzimmer.

Honorine schloß die Thür, bat den wackern Mann Platz zu nehmen, rückte sich einen Stuhl neben den seinigen, setzte sich neben ihm nieder, strich sich die braunen Locken aus dem erglühenden Gesichtchen und

sagte: „Sie wissen, daß ich Sie sehr lieb habe, mein Herr!“

„Ja, meine kleine Freundin, ich zweifle nicht daran!“ entgegnete Corbin heiter und neugierig.

„Lieben Sie mich eben so sehr wie meine Schwester?“ fuhr Honorine fort.

„In der That, mein Kind,“ versetzte Corbin, aufmerksam werdend, „ich begreife Ihre Frage nicht.“

„So antworten Sie doch!“ bat Honorine.

„Nun ja, ich liebe Sie eben so herzlich wie Septimanie,“ sagte der Junggesell, „doch was soll das?“

„Ist das ganz wahr? aber ganz?“

„Es ist die Wahrheit, aber . . .“

„Sie würden mich also eben so gern heirathen als Septimanie?“

Honorine wurde sehr roth bei dieser Frage.

„Mein Kind, aber ich bin ja . . .“

Den guten Mann machten diese Fragen verlegen.

„Sie sind der Bräutigam meiner Schwester,“ fuhr Honorine, ohne sich beirren zu lassen, fort, „ich weiß es, Sie sind im Begriff, Septimanie zu heirathen, aber wenn meine Schwester nun nicht da wäre, dann . . .“

„Dann würde ich Sie heirathen, aber . . .“

„Ist das gewiß?“

„Gewiß, liebes Kind, ich liebe Sie beide gleich herzlich, Sie kennen meine Absichten, ich wollte Eine von Beiden zur Frau nehmen, damit die Zukunft Beider und Ihrer Mutter gesichert sei; aber jetzt sagen Sie mir, liebe Honorine, wo wollen Sie mit diesen sonderbaren Fragen hinaus?"

„Sie werden es gleich hören, mein Herr; würde es Ihnen unangenehm sein, wenn Sie meine Schwester nicht heirathen könnten, wenn ich an Septimaniens Stelle Ihre Frau würde?"

„Es würde mir ohne Zweifel sehr schmerzlich sein, Demoiselle Septimanie, welche ich zärtlich liebe, nicht heirathen zu können, aber Sie, meine kleine Freundin, würden mir hinlänglich Ersatz bieten!"

„Glauben Sie, daß Sie mit mir eben so glücklich sein würden, wie mit meiner Schwester? Aber seien Sie aufrichtig!"

„Gewiß, ich bin überzeugt davon, mein liebenswürdiges Kind!"

„Das ist's, was ich wissen wollte," rief Honorine, in die Hände klaschend, „und nun hören Sie, nun will ich Ihnen das Räthsel lösen. Sie wissen, vor einigen Jahren besuchten wir zuweilen unsere Tante Gisela, die damals noch lebte; dort fanden wir immer einen

jungen Mann, den Sohn einer Freundin der Tante. Sie besinnen sich vielleicht auf einen hübschen Jungen mit rothen Wangen; nun der Bursch war eben so schwärmerisch wie Septimanie, sie fingen die Liebe mit Musik und Gedichten an, fuhren mit Spaziergängen im Mondschein fort, bei denen ich mich schrecklich langweilte, und waren endlich ein höchst sentimentales Liebespaar. Der junge Mann wurde vor drei Jahren Offizier und ging mit seinem Regiment nach Spanien, nachdem er sich vor mir, die ich die einzige Zeugin war, den Mond abgerechnet, denn sie thaten Alles bei Mondschein, mit meiner Schwester feierlich verlobt hatte. Seit er nach Spanien gezogen, ließ der Herr Lieutenant Gervais de Sainte-Pallaie nichts mehr von sich hören, und ich mußte die Trösterin der armen Septimanie spielen!"

„Arme Septimanie, armes Mädchen!" seufzte Corbin voll Mitgefühl.

„Ja, darum war sie immer so traurig," fuhr Honorine fort, „sie beweinte den Lieutenant als einen Todten; ich war mehr geneigt, ihn für ein Ungeheuer an Untreue zu halten, denn alle Männer sind Ungeheuer in der Liebe, außer Ihnen, mein Freund!"

Corbin drückte die kleine Hand zärtlich, die ihm Honorine reichte.

„Nun denken Sie, vor ein paar Wochen kommt der zärtliche Gervais aus Spanien zurück, er ist weder todt noch untreu gewesen, sondern nur blessirt und gefangen. Septimanie kann sein elendes Aussehen nicht jammervoll genug beschreiben; ich glaube, sie liebt ihn nun noch mehr als früher, weil er keine rothe Wangen mehr hat und recht abgemagert ist. Das weiche Mädchen hat weder den Muth, dem bleichen Lieutenant zu sagen, daß sie Braut, noch so viel Herz, Ihnen offen zu bekennen, daß ihr früherer Geliebter, den sie todt geglaubt hat, zurückgekehrt ist; sie schleppt sich Wochen lang herum mit dem Jammer und sagt selbst mir nichts; ich glaube, ihr ist ordentlich wohl gewesen in ihren Thränen und ihrem Liebeselend."

„Arme Septimanie! armes Kind!" sagte Corbin, der den herzlichsten Antheil nahm.

„Erst kurz bevor Sie eintraten, mein Freund, habe ich meiner Schwester das Geheimniß ihrer Schmerzen abgepreßt; jetzt habe ich Ihnen Alles gesagt, und an Ihnen ist's, sich zu entscheiden."

Der wackere Mann nahm die Hand Honorinens, drückte sie an seine Lippen und sagte: „Meiner Treu,

ich glaube, liebes Kind, daß ich mit Ihnen doch glücklicher werde, als ich mit Septimanie geworden wäre, unser Charakter paßt besser zusammen, wir sind Beide lustige Leute."

Honorine fühlte wohl, welche Zartheit in dieser Aeußerung Corbins lag, denn sie hatte eine Ahnung davon, daß das stille Wesen ihrer Schwester dem ältlichen Junggesellen doch wenigstens bequemer gewesen wäre, als ihre laute Fröhlichkeit, ihr unruhiges Treiben. Sie sah darum den braven Freund so dankbar zärtlich an, daß dieser in der That nun glaubte, er liebe Honorinen mehr als deren Schwester.

Er schwieg eine Weile, seinen Gefühlen nachdenkend, dann sagte er: „Aber, liebes Kind, wie Sie Alles angefangen haben, so müssen Sie auch Alles zu Ende bringen; ich werde nie den Muth haben, einer Dame, mit der ich verlobt, zu sagen, daß ich zufrieden bin, ihre Schwester statt ihrer zu heirathen. Sie begreifen, das ist nicht artig gegen eine Dame!"

Honorine sprang auf und küßte Corbin auf beide Wangen, dann rief sie lustig: „Ach, was sind Sie für ein prächtiger Mensch, kleiner Papa; warten Sie, ich werde Septimanie sagen, ich sei in Sie verliebt, es ist das auch ganz wahr, Sie können stolz sein auf dieses

Bekenntniß; ich werde Septimanie bitten, sie möge auf Ihre Hand verzichten, damit ich Ihre Frau werden könne. Oh, was wird sie stolz sein, Entsagung üben zu können! Ist's so recht?"

„Es ist Alles gut und schön, was Sie thun, liebenswürdiges Kind," rief Corbin begeistert, „und damit der armen Septimanie der Verlust eines Bräutigams, wie ich bin, nicht das Herz bricht, darum werde ich sorgen, daß sie so bald als möglich ihren bleichen Lieutenant bekommt, und wir feiern unsere Hochzeit an einem Tage; ist's so recht, kleine Liebe?"

„Alles, was Sie thun," entgegnete Honorine fröhlich lachend, „ist gut und schön!"

Man konnte unmöglich etwas Reizenderes sehen, als das glückliche Gesichtchen der übermüthigen und doch halb verlegenen Honorine; sie zupfte an den langen Manschetten, welche aus dem kurzen Oberärmel des überall glatt anschließenden Kleidchens von blauer Indienne bis auf den zierlichen Ellenbogen herabfielen, und schwieg eine Weile. Es war, als käme jetzt erst die Erinnerung an Alles, was sie mit Corbin gesprochen und was sie zu ihm gesagt, über sie und erfülle sie mit mädchenhafter Bangigkeit. Da der würdige Sieur Gaspard Corbin aber nichts sagte, sondern

sich begnügte, sie mit stillem Entzücken zu betrachten, und da sie sein Schweigen und seine Blicke immer verlegener machten, so nahm sie wieder einen raschen Anlauf und sagte: „Ich will mit meiner Schwester reden, mein Freund, reden Sie mit Maman — Sie finden doch nicht, daß ich Ihnen eine schwierige Aufgabe lasse?“ setzte sie gleich wieder halb neckend hinzu.

„Nein, mit dieser guten Maman will ich sehr gerne reden,“ beeilte sich Corbin zu antworten und stand auf; „an's Werk, meine theure, meine liebenswürdige Honorine!“

Er hatte gewiß nicht die Absicht und das schöne Mädchen hatte auch nicht die Absicht, es war von keiner Seite Berechnung, und doch lag Honorine plötzlich an der Brust des ältlichen Herrn und ließ sich, geduldig wie ein Lamm beim Opfer, von ihm auf die Lippen küssen.

Dann flog sie hinaus, der Bräutigam aber trat mit stattlich schwerem Schritt und noch rötherm Antlitz als gewöhnlich in den Salon, wo Frau Victorie Wittwe La Grange allein saß.

Der Salon duftete wieder stark nach Fleurs d'Oranges, denn die alte Dienerin des Hauses Condé

hatte die Fenster geschlossen und alle ihre Riechfläschchen geöffnet.

Corbin setzte sich seiner alten Freundin gegenüber, präsentirte ihr seine Dose und begann: „Ich habe Ihnen merkwürdige Dinge mitzutheilen, Madame; Ihre jüngere Demoiselle Tochter hat alle unsere Einrichtungen umgestoßen, um andere zu treffen, und ich muß bekennen, daß ich nicht den Muth gefunden habe, mich zu widersetzen!“

Frau Victoire lächelte ihrem alten Freund verbindlich zu. Wer ihr Wesen und ihren Zustand nicht kannte, mußte darauf schwören, daß sie Corbin nicht nur aufmerksam zuhöre, sondern auch, daß sie schon wisse, was da kommen werde, daß ihre Tochter nur auf ihren Rath gehandelt. Und doch war die gute Frau weit weg nach Zeit und Raum und sann eben ernsthaft darüber nach, ob das grüne Amazonenkleid, das die Frau Herzogin von Bourbon getragen, als der König zum letzten Mal zur Jagd in Chatilly war, dunkelgrüne oder schwarze Passements gehabt. Erst als Corbin direct fragte: „Darf ich hoffen, Madame, daß Sie mein Verfahren billigen?“ antwortete sie: „Gewiß, wir werden sehen, und wenn die Frau Herzogin nichts dagegen hat, so sehe ich nicht ein!“

„Unsere liebenswürdige Honorine will ihre Schwester mit einem Herrn von Sainte-Pallaie vermählen," fuhr Corbin fort, „und dann die Güte haben, die Meinige zu werden an Septimaniens Stelle. Das ist ein sehr anmuthiger Ersatz, und ich widerstrebe durchaus nicht, denn ich bin zufrieden, wenn ich überhaupt nur Eine von Ihren reizenden Töchtern zur Frau bekomme, Madame!"

Jetzt aber hatte ihm Frau Victoire gar nicht zugehört. „Sainte-Pallaie!" flüsterte sie und sann; endlich stand sie auf und sagte: „Sainte-Pallaie, Gervais de Sainte-Pallaie, ich kenne den Herrn, er ist Adjoint bei dem Herrn Großfalkenmeister von Frankreich, er heirathete die erste Kammerfrau der Frau Marquise Dauvet von Marêts, der Tante des Herrn Großfalkenmeisters. Julie war sehr hübsch; ja, Gervais von Sainte-Pallaie, ich kenne den Herrn und sehe die Sache als abgemacht an!"

Corbin bemerkte wohl, daß Frau Victoire von dem Vater, oder Oheim, oder sonst einem Verwandten des jungen Mannes rede, aber er wußte schon, daß er weiter nichts aus ihr herausbekommen werde, deshalb sah er auch seinerseits die Sache als abgemacht an, empfahl sich seiner zukünftigen Schwiegermutter mit

den zwischen ihnen herkömmlichen Förmlichkeiten und suchte dann Honorine, um von ihr Abschied zu nehmen und sich nach der Wohnung des Herrn von Sainte-Pallaie zu erkundigen.

Der wackere Mann ging; er war aber die Treppe kaum halb hinabgestiegen, als er sich rufen hörte. Er drehte sich um, da flog die schöne Septimanie die Treppe hinab, umarmte ihn zärtlich und küßte ihn, ihr bethräntes, aber glückseliges Angesicht an seine Wange lehnend. Dann flog sie eben so behend, als sie gekommen, die Treppe wieder hinauf.

„Der Umgang mit so hübschen, so reizenden Geschöpfen ist doch angenehm," murmelte Corbin, das Haus verlassend, und rieb sich die Hände, „befinde mich da in einer allerliebsten Situation, Beide sind hinreißend, die Eine küßt mich, weil ich sie heirathe, und die Andere küßt mich, weil ich sie nicht heirathe! Welches Glück! Warum ist mir doch nie etwas Aehnliches vorgekommen, als ich noch jung war?"

Herr Gaspard Corbin pflegte nichts halb zu thun und nichts aufzuschieben, wenn er ein Mal entschlossen war.

Am Nachmittage desselben Tages noch begab er sich nach der Wohnung des Lieutenants Sainte-Pallaie,

welche er im vierten Stockwerk eines Hauses am Boulevard du Temple nach sehr langem Suchen so glücklich war zu finden.

Als er klingelte, öffnete ihm einfach, aber elegant gekleideter junger Mann die Thür, dessen Aussehen allerdings verrieth, daß er noch nicht lange eine schwere Krankheit überwunden haben müsse, der aber doch zugleich so schmuck und hübsch war, daß der gute Corbin plötzlich die Thränen der schönen Septimanie begriff.

„Herr von Sainte-Pallaie?" fragte der Bräutigam der reizenden Honorine, den jungen Mann mit großem Wohlwollen betrachtend.

„Zu dienen, mein Herr, wen habe ich die Ehre?" antwortete der Lieutenant mit ungemein wohlklingender Stimme.

„Ich bin Gaspard Corbin, ehemals bedienstet im hohen Hause der Herren Prinzen von Condé!" entgegnete der wackere Mann und nahm den Stuhl an, den ihm der Offizier präsentirte.

Der junge Mann mußte diesen Namen kennen, auch sagte derselbe sofort mit leichtem Erröthen: „Der Herr ist der Freund einer Familie, welche —"

„Mit welcher Sie auch befreundet sind, mein junger

Tapferer!“ half Corbin gutmüthig weiter, „Sie kennen Demoiselle Septimanie La Grange?“

„Oh!“ rief der Lieutenant erbleichend.

„Sie leiden noch an Ihrer Wunde?“ fragte Corbin wirklich besorgt.

„Weniger an meiner Wunde,“ entgegnete der Verliebte sich zusammennehmend, „es war eine ungefährliche und gutgeheilte Schußwunde, als an den Folgen einer harten Gefangenschaft und eines Nervenfiebers, das ich während derselben zu überstehen hatte!“

„Armer junger Mann,“ bedauerte Corbin im herzlichsten Tone, „das ist viel Unglück auf ein Mal, blessirt, gefangen, Nervenfieber und,“ setzte er mit freundlichem Lächeln ermuthigend hinzu, „so lange getrennt von der schönen Septimanie!“

Der Offizier blickte einen Augenblick verlegen vor sich hin, dann hob er den weichen Blick seiner braunen Augen auf zu seinem Besuch und sagte: „Sie sind der Freund, der Wohlthäter der Familie La Grange, mein Herr, ich weiß nicht . . .“

„Sie wissen nicht, ob Septimanie Sie noch liebt, nach dreijähriger Abwesenheit, wollten Sie das sagen?“

„Oh nein, mein Herr,“ erwiderte der junge Mann purpurroth, „legen Sie mir das nicht als Eitelkeit

aus, ich bin überzeugt, daß diese angebetete Septimanie mich noch liebt, ich bin überzeugt davon, obgleich ich sie nur drei Mal gesehen habe nach meiner Rückkehr, und obwohl sie bei jedem Zusammentreffen ängstlich vermieden hat, mit mir von dem zu sprechen, was mir am meisten am Herzen lag. Ich habe der Geliebten in fernem Lande stets gedacht, auf dem Schlachtfelde, im Lazareth, in der Gefangenschaft, überall stand ihr süßes Bild vor mir, und müßte ich darauf verzichten, Septimanie die Meinige nennen zu dürfen, so wollte ich lieber, die britische Musketenkugel hätte mich besser getroffen, oder mein spanischer Kerkermeister hätte mich verhungern lassen."

Corbin hörte dem jungen Mann mit Vergnügen zu; der ältere Mann lauschte mit Entzücken der Sprache der Leidenschaft und Jugend, die auch er einst geredet, er lauschte und dachte sich dabei in seine Jugend zurück; der Offizier aber fuhr fort: „Sie haben bei Ihrem Besuch einen Zweck gehabt, mein Herr, wie sollten Sie sonst darauf kommen, mich, den Sie nicht kennen, aufzusuchen? Ich gestehe Ihnen, daß ich mit bangem Zittern Ihre Erklärung erwarte; ja, Ihre Güte und Freundlichkeit macht mich ganz besonders ängstlich, Sie haben eine Botschaft für mich, eine Bot=

schaft von ihr, Sie wollen mir sagen, daß Septimanie für mich verloren ist, und Sie zögern damit, weil Sie fühlen, wie hart der Schlag ist, der mich damit trifft. Doch reden Sie, ich will wenigstens die Gewißheit meines Unglücks."

Der junge Offizier war auffallend bleich und seine Erregung so groß, daß es Corbin für seine Pflicht hielt, derselben sofort ein Ende zu machen. „Nein, mein Tapfrer," sagte er, „ich komme hierher, nicht um Ihnen wehe zu thun, ich komme hierher nur, um den Mann kennen zu lernen, den die schöne Septimanie, den ein Mädchen liebt, für das ich seit Jahren Sorge getragen, mit dem ich bald durch noch innigere Bande vereinigt sein werde."

Sainte-Pallaie sah dem guten Mann verwundert in's Gesicht, er hatte ihn nicht ganz verstanden.

„Muth, mein Tapfrer," fuhr Corbin fort und reichte dem Offizier die Hand, „die schöne Septimanie liebt Sie noch eben so innig wie vor drei Jahren, sie hat sie als Todten betrauert und liebt Sie jetzt noch mehr, wenn meine reizende Honorine mit ihrem Scherz Recht hat, weil Sie jetzt bleich sind, wie es einem Verliebten ziemt. Ich bin der Bräutigam der Schwester Septimanien's und mache in den ersten Tagen des

künftigen Monats Hochzeit. In Ihrer Stelle, Herr von Sainte-Pallaie, würde ich zu der schönen Septimanie gehen und sie darauf aufmerksam machen, daß es der älteren Schwester nicht zieme, später zu heirathen, als die jüngere, he! was meinen Sie?"

„Großer Gott! wäre es möglich!" rief der Lieutenant, beide Hände Corbin's ergreifend und ihn verklärt anschauend, „wissen Sie, mein Herr, man hatte mir gesagt, Septimanie sei die Braut eines Mannes, der für ihre Familie sorge, man hatte auch Ihren Namen genannt, deshalb meine Bestürzung; oh! Sie sind der Bräutigam der reizenden Honorine, oh! wie glücklich löst sich dieses Mißverständniß!"

„Es ist nicht so ganz Mißverständniß, mein Tapfrer," nahm Corbin mit schlauem Lächeln das Wort, „sehen Sie, ich habe ein hübsches Vermögen und nur sehr entfernte Vettern, die ich nicht leiden mag, weil sie von je Revolutionärs waren; nun habe ich mich seit zwanzig Jahren an die lieben Mädchen und Frau Victoire, die Wittwe meines seligen Freundes, gewöhnt. Um die Zukunft dieser drei Personen sicher zu stellen und auch, ich will es gestehen, um mir für mein Alter eine bequeme Häuslichkeit zu bilden, wollte ich Eine von den beiden Mädchen heirathen. Ich

machte zuerſt der ſchönen Septimanie meinen Antrag, lediglich, weil ſie die Aeltere, denn ich liebe die eine Schweſter eben ſo herzlich, als die andere; da ich aber erfuhr, daß Septimanie einen jungen Offizier liebe, ſo zog ich mich zurück und verlobte mich mit der jüngern Schweſter; für meinen Zweck war das daſſelbe, und ſeit ich mit der reizenden Honorine verlobt bin, glaube ich, daß ich noch glücklicher mit ihr ſein werde, denn ich bin ein heiterer alter Burſche und Honorine iſt eben auch munter, ich bin mit ihr mehr eines Temperaments, als mit der ernſten ſtolzen Septimanie!"

Gaspard Corbin konnte ſeine diplomatiſche Rede, in der er keine Unwahrheit ſagte, wohl aber ſchlau verſchwieg, daß er erſt ſeit ein paar Stunden mit Honorine verlobt ſei, kaum zu Ende bringen, denn der Lieutenant umarmte und küßte ihn und war ſo entzückt, daß er eigentlich nicht mehr recht wußte, was er that. Der ältliche Junggeſelle erquickte ſich an der Seligkeit des jungen Mannes; „wie er ſie liebt, der brave Junge!" ſagte er leiſe zu ſich ſelbſt, und ihn machte die Gewißheit froh, daß Septimanie glücklich werden müſſe mit einem Manne, den ſie liebe und von dem ſie wieder geliebt werde in ſolcher Weiſe.

„Nun," fragte Corbin endlich aufſtehend, „wollen

wir zusammen einen Besuch machen bei unsern Bräuten?“

Er lächelte freundlich, als er das sagte, denn er wußte, welche Freude er dem jungen Mann mit dieser Bezeichnung machte. Der aber wurde plötzlich ernst und erwiderte ängstlich: „Ich will um die Geliebte werben, und was kann ich ihr bieten? ich habe nichts als meinen Degen und mein Band!“

Er deutete auf das rothe Band der Ehrenlegion in seinen Knopfloch.

„So muthig vor dem Feinde und so verzagt vor einem schönen Mädchen?“ lachte Corbin. „Kommen Sie, ich stehe Ihnen dafür, daß Sie wegen Mangels an Renten nicht abgewiesen werden, Septimanie wird genug haben an Ihrer Lieutenants-Gage; junge Leute brauchen keinen Luxus zu treiben, und wenn sie sich so lieben, wie Sie und Septimanie, so ist die Haushaltung nicht kostspielig!“

„Ich kann hoffen, bald Capitain zu werden!“ sagte der Lieutenant entschlossen und nahm seinen Hut.

„Werden Sie doch gleich General, oder Marschall von Frankreich!“ lachte der heit're Junggeselle und zog den jungen Mann mit sich fort.

Honorine erwartete mit Ungeduld ihren Verlobten;

sie wußte, daß er den Geliebten ihrer Schwester aufgesucht hatte, sie stand schon lange am Fenster, denn die Stunde war vorüber, zu welcher der sehr pünktliche Corbin fast täglich gegen Abend zu erscheinen pflegte. Endlich sah sie ihren Verlobten mit einem jungen Manne, in welchem sie augenblicklich Sainte-Pallaie erkannte, über die Straße kommen. Sie betrachtete die beiden Männer einen Moment mit großer Aufmerksamkeit, dann sagte sie zu sich selbst: „Das ist nun ein junger, hübscher Mann, aber ich kann doch nicht sagen, daß er mir besser gefiele, als dieser gute Gaspard Corbin, und wenn ich noch die Wahl hätte zwischen Beiden, ich würde mich nicht einen Augenblick besinnen; ich bin dem alten Freunde immer herzlich gut gewesen, aber seit heute Morgen fühle ich mich ordentlich verliebt in ihn. Oh, ich will schon eine vergnügte Wirthschaft mit ihm führen!“

Honorine drehte sich auf dem Absatz herum, klatschte in die Hände und eilte hinaus.

Sie öffnete den beiden Herren die Thür, bevor sie klingelten, und ließ sie eintreten.

„Guten Abend, mein Herr Gervais von Sainte-Pallaie,“ sagte sie mit tiefem Knix vor dem Lieutenant,

während sie ihrem Verlobten die Hand reichte und seinen Händedruck herzlich erwiederte.

„Wir kommen, um unsere kleinen Bräute zu besuchen!“ rief Corbin heiter.

„Fräulein Honorine!“ flüsterte der Offizier verlegen.

„Gehen Sie in den Salon zu Maman, Herr Corbin,“ befahl Honorine, „diesen Herrn werde ich führen!“

Lachend trat Corbin bei seiner Schwiegermutter ein.

„Folgen Sie mir, mein Herr!“

Das junge Mädchen hüpfte die Stufen der Treppe hinauf, mit großer Beklemmung folgte ihr der Offizier er versuchte zwei Mal seine Führerin anzureden, aber Honorine antwortete nicht. Vor der Thür zu Septimaniens Zimmer blieb sie stehen, öffnete sie leise und sagte listig: „Hier treten Sie einstweilen ein, mein Herr, ich werde Ihnen meine Schwester schicken!“

Der junge Mann trat hastig ein und Honorine schloß die Thür augenblicklich hinter ihm.

Sie vernahm nur den leisen Ausruf der Ueberraschung, des Entzückens, mit welchem ihre Schwester den Geliebten begrüßte, dann flog sie laut lachend die Treppe wieder hinunter, um im Salon ihrem Bräu-

tigam zu erzählen, was sie gethan, der seinerseits nicht verfehlte, sich höchlich über diese kleine Eulenspiegelei zu belustigen.

Corbin und seine heitre Braut versuchten nun, der guten Frau Victoire begreiflich zu machen, daß nicht Septimanie, sondern Honorine die Braut des alten Freundes, daß aber Herr von Sainte-Pallaie bald erscheinen werde, sie um Septimaniens Hand zu bitten. Die Wittwe lächelte fein und gab durch allerlei hingeworfene Redensarten zu verstehen, daß sie durch die Frau Herzogin selbst schon längst von diesen Arrangements in Kenntniß gesetzt worden sei, und daß sie es über sich nehme und Alles bei ihrem abwesenden Gemahl verantworten wolle. „Ich wage nichts," sagte sie freundlich, „wenn ich Euch Beiden meine Einwilligung gebe, denn da die Frau Herzogin damit einverstanden ist, so glaube ich nicht, daß La Grange etwas dagegen hat!"

„Es ist ein wahres Glück, daß die Frau Herzogin einverstanden ist!" sagte Corbin halb scherzend, halb seufzend.

„Ja, Ihre Hoheit sind sehr gütig," antwortete Frau Victoire stolz, „die Frau Herzogin nehmen immer großen Theil an Allem, was meine Familie betrifft!"

Die Wittwe erging sich nun in Erzählungen über alle möglichen Zeichen von Theilnahme, welche sie je von dem Hause Condé empfangen, sie oder ihr Gemahl, oder ihre Mutter, oder ihr Großvater. Bei einem solchen Thema fand die redselige Wittwe nie ein Ende.

„Wissen Sie, liebenswürdige Honorine," wendete sich Corbin an seine Braut, „daß die gute Maman recht glücklich ist in ihren alten Erinnerungen!"

„Ich will nicht hoffen, mein Herr, daß Sie mit der Gegenwart weniger zufrieden sind, als Maman mit der Vergangenheit —"

Honorine wollte scherzen, aber das Geplauder ihrer Mutter stimmte sie oft wehmüthig, so lange Jahre sie es auch gehört hatte, so sehr sie daran gewöhnt war, so genau sie alle die hundert kleinen Geschichtchen kannte, welche die Wittwe zumeist sich selbst, Andern aber nur nebenbei, zu erzählen pflegte. Das lebhafte, heitere Mädchen hatte viel mehr Theilnahme und zärtliche Zuneigung zu ihrer armen kleinen Mutter, wie sie zu sagen pflegte, als die ernstere, leidenschaftlichere Schwester. Septimanie hatte sich nie eines Dienstes geweigert, dessen die Mutter bedurfte, aber unwillkürlich war die ganze Pflege der Frau Victoire der

jüngeren Schwester anheimgefallen. Septimanie liebte ihre Mutter gewiß auch, aber in ihrer etwas sentimentalen Weise fühlte sie eine eigene Scheu vor der alten Frau, und deren Reden von der Vergangenheit, ihr Sprechen mit längst Verstorbenen hatte etwas Beängstigendes, Grauenhaftes für die ältere Schwester, während die Jüngere zwar zuweilen dadurch wehmüthig gestimmt wurde, es sonst aber ganz harmlos fand. Wenn Honorine ihre Mutter längere Zeit nicht reden hörte, beeilte sie sich, sofort, durch irgend eine Frage, irgend ein Wort, bekannte Erinnerungen in dem umnachteten Geiste wach zu rufen. Es war das wie das Anstoßen eines Perpendikels, die Uhr war wieder im Gange. Die treue Tochter that das gern, denn sie sah bei solchen Gelegenheiten ihre Mutter heiter lächeln wie ein Kind, und sie liebte dieses Lächeln viel mehr, als die Miene vornehmer Freundlichkeit und ruhiger Ueberlegenheit, mit welcher die Wittwe La Grange sonst jede Mittheilung, jede Anrede aufzunehmen pflegte.

Eine Stunde fast war verflossen, seit Honorine den Lieutenant zu ihrer Schwester geführt, Corbin sah Honorine fragend an.

„Ah, Sie vergessen, daß ich jetzt Ihre Braut bin,

mein Herr," entgegnete das heitere Mädchen auf den fragenden Blick, „Sie dürfen jetzt gar keine Sehnsucht mehr nach Septimanie zeigen, ich verbitte mir das!"

„Aber mich dünkt," meinte der Junggesell, „die Feier des Wiedersehens könnte nun vorüber sein und Septimanie könnte ihrer Mutter den Bräutigam vorstellen!"

„Wir würden mit unserm Wiedersehen gewiß schon fertig sein, mein guter Freund," lachte Honorine, „aber ein so romantisches, so poetisches Liebespaar, bedenken Sie doch, wie viel Thränen der Rührung da erst geweint werden müssen, ehe die Liebenden, nach den Regeln der Liebesdichter, der Worte mächtig werden. Und wenn es endlich so weit ist, so wird erst eine ganze Weile in abgebrochenen Sylben gesprochen, dann kommen Worte, die man nicht ohne Ausrufungszeichen schreibt, dann endlich Sätze, aber ganz kleine!"

Corbin lachte so laut, daß sich Frau Victiore halb nach ihm umdrehte, ihn eine Weile ansah und dann, plötzlich ihre Geschichte unterbrechend, von dem Herzoge von Rocquelaure erzählte, derselbe habe einst an der Tafel Ihrer Hoheit einen Lachkrampf bekommen.

„Lachen Sie, mein kleiner Papa," rief Honorine lustig, „darin werde ich Sie stets unterstützen; meine

Schwester ist eigentlich nur glücklich, wenn sie ein nasses Taschentuch in der Hand hat; ich bin zufrieden, wenn ich lachen kann!"

In dem Augenblick öffnete sich die Thür des Salons, und Septimanie erschien schön und stolz am Arme des schlanken Offiziers; allerdings sah man ihr an, daß sie geweint hatte, aber die letzte Thräne an ihrer Wimper blitzte im Freudenstrahl ihres Blicks, wie der Thautropfen am Rand des Rosenblattes blitzt im ersten Morgenstrahl.

Der gute Corbin faßte den Lieutenant bei der Hand und führte ihn zu dem Sessel der Frau Victoire.

„Du hast ihm doch gesagt, wie Maman ist?" fragte Honorine ihre Schwester besorgt.

Diese aber warf sich weinend an die Brust der Schwester und antwortete nicht.

„Ich glaube, Du hast weder im Glück, noch im Unglück Worte, sondern immer nur Thränen!" schalt Honorine und trocknete die Augen der Schwester mit ihrem Tuch.

„Erlauben Sie, verehrte Freundin, liebe Maman," begann Corbin feierlich, „daß ich Ihnen meinen Freund, Herrn Gervais von Sainte-Pallaie, vorstelle, welcher —"

„Wozu die Umstände," unterbrach Frau Victoire

herablassend lächelnd, „Herr von Sainte Pallaie und ich sind alte Freunde —“

Sie reichte dem jungen Mann die Hand, die dieser ehrerbietig küßte.

„Ich kenne Herrn von Sainte-Pallaie länger, als Sie, mein lieber Corbin, und da ich weiß, warum er kommt, da die Frau Herzogin damit einverstanden ist, so bedarf es keiner weitern Förmlichkeiten. Wer hätte das gedacht, lieber Sainte-Pallaie, daß Sie mein Schwiegersohn werden würden, als Sie sich mit der schönen Julie vermählten! Sie haben sich sehr gut conservirt, wissen Sie, lieber Sainte-Pallaie, und Septimanie sieht Ihrer seligen Julie so ähnlich, daß ich mich gar nicht wundere, daß Sie meine Tochter heirathen wollen. Meinen Sie nicht, lieber Corbin, daß Septimanie der seligen Julie von Sainte-Pallaie sehr ähnlich sieht? Die Frau Herzogin sind in diesem Punkt ganz meiner Ansicht. Ich kann mich rühmen, daß die Frau Herzogin fast immer meiner Ansicht sind, und wir pflegen zuweilen unsere Ansichten durchzusetzen!“ sagte die gute Frau plötzlich höchst determinirt, als habe sie einen großen Widerstand zu bekämpfen. Darauf schwieg sie und nahm keinen weiteren Antheil an dem Gespräch, als daß sie zuweilen sagte: „Apro-

pos, lieber Corbin, hat die kleine Duthé heut den Dienst im Schloß, oder die Féval? Wenn heute Donnerstag ist, so muß die Féval den Dienst haben, oder die kleine Duthé hat mit ihr getauscht. Ich will hoffen, daß es mit Zustimmung Ihrer Hoheit geschehen ist.“

Die Gedanken der guten Frau waren noch immer und unausgesetzt im Dienst des hohen Hauses Condé; Alles, was nicht mit ihrem Dienst zusammenhing, war Nebensache für sie.

Die beiden verlobten Paare sprachen indessen über ihre bevorstehende Hochzeit, die sie an einem Tage feiern wollten; dabei schwelgten Septimanie und Gervais im Glück des Beieinanderseins, sprachen sehr wenig und überließen alle Anordnungen und Bestimmungen dem andern Paar, das lachend und plaudernd den Hochzeitstag festsetzte und, ohne auf Widerspruch zu stoßen, auch über die Zukunft des Lieutenants verfügte.

„Wir wollen morgen,“ sagte Honorine, „eine Wohnung für Septimanie miethen; zwei Häuser von hier ist neulich ein sehr hübsches Quartier frei geworden, denn in der Nähe müssen wir sie behalten, sonst machen die jungen Leute Thorenstreiche!“

„Sainte-Pallaie wird seinen Abschied nehmen," meinte Corbin, als habe er allein darüber zu entscheiden, „ich werde ihm einen kleinen hübschen Platz bei der Octroi verschaffen."

„Versteht sich, er muß seinen Abschied nehmen," versicherte Honorine, „Septimanie zerflösse ganz und gar in Thränen, wenn er noch ein Mal in den Krieg ginge; ich weiß noch, wie sie vor drei Jahren geweint hat, es war ein Bild des Jammers; verschaffen Sie ihm nur einen Platz bei der Octroi, mein lieber guter Freund, denn junge Leute müssen etwas zu thun haben."

Corbin war entzückt über das verständige Wesen seiner Braut, aber er beeilte sich, ihr zu versichern, daß Septimanie eine Rente von Tausend französischen Thalern habe, daß Sainte-Pallaie also nicht genöthigt sei, sich zu quälen.

Honorine drückte zärtlich die Hand ihres Verlobten. sie wollte seine Großmuth gegen ihre Schwester damit belohnen.

Zu später Stunde erst entfernten sich die beiden Herren, sie gingen, Jeder seines Glückes gewiß, eine Weile schweigend neben einander her, plötzlich faßte der Offizier die Hand Corbins und sagte mit bewegter Stimme: „Edler Freund, ich betrachte Sie als den

Vater meiner Septimanie, deshalb halte ich's für meine Pflicht, Ihnen sofort eine Mittheilung zu machen, damit Sie mich nicht später der Unaufrichtigkeit zeihen. Ich habe Ihrem Gespräch mit Honorine entnommen, daß Sie darauf rechnen, daß ich meinen Abschied nehme, Sie wollen mir sogar eine Anstellung verschaffen, — verzeihen Sie mir, mein Herr, ich kann meinen Abschied jetzt nicht verlangen."

„Und warum können Sie Ihren Abschied nicht nehmen, wenn ich fragen darf?" entgegnete Corbin mit unwilligem Ton, denn er war durch die Erklärung des Lieutenants unangenehm überrascht.

„Weil ein Feldzug bevorsteht, mein Herr!"

„Pah!" rief Corbin, „Sie fürchten für feig gehalten zu werden, lieber junger Mann? Wer sich so geschlagen hat, daß er gleich im ersten Feldzuge decorirt wurde, wer blessirt wurde wie Sie, wer noch so an den Folgen harter Gefangenschaft leidet wie Sie, der kann seinen Abschied verlangen, ohne sich einem Vorwurf auszusetzen."

„Es ist unmöglich, lieber Herr!" beharrte der Lieutenant.

„Warum denn? sprechen Sie doch?" Corbin wurde heftig.

„Weil ich Ritter der Ehrenlegion bin!“

„Mein Gott, weil Sie zur Belohnung für Ihre Tapferkeit den Orden bekommen haben, deshalb müssen Sie nun wieder in den Krieg ziehen, eine junge Frau in Thränen verlassen, die Ruhe der Familie stören?!“

„Mein theurer Herr,“ versetzte der Lieutenant, „den Orden hat mir der Kaiser gegeben, nicht weil ich ihn verdient habe, denn sonst hätten ihn die meisten meiner Kameraden auch bekommen müssen, sondern damit ich mich künftig durch meine Thaten der Auszeichnung würdig beweise, die mir vor vielen Andern zu Theil geworden!“

„Aber da ist ja gar kein Verstand darin, keine Spur von Verstand!“ schrie Corbin ärgerlich.

„Mehr als Sie glauben, der junge Offizier hat Recht!“ sagte plötzlich eine Stimme, die einen eigenthümlich vibrirenden Metallklang hatte.

Sainte-Pallaie und Corbin drehten sich um und standen vor zwei Männern, welche ihnen schon seit einer Weile gefolgt waren und einen Theil ihres Gespräches gehört haben mochten.

„Ihre Gesinnungen machen Ihnen Ehre,“ fuhr der Kleinere der Beiden fort, der einen grauen Ueberrock trug. „Wie heißen Sie? von welchem Regiment?“

„Sainte-Pallaie," antwortete der junge Mann, sich militairisch aufrichtend, „Lieutenant im 74. leichten Regiment, decorirt für Auszeichnung bei Torres-Vedras, bleſſirt bei Rola, gefangen, zwei Jahre in Gefangenſchaft, ſeit ſechs Wochen zurück aus Spanien, gegenwärtig als Reconvalescent beim Gouvernement Paris gemeldet."

„Ich kenne Sie," ſagte Napoleon, denn er war es, „Sie ſind auf der Kriegsſchule zu Saint Cyr erzogen; ich ernenne Sie zum Capitain bei den reitenden Grenadieren der Garde, melden Sie ſich morgen bei dem Herzoge von Iſtrien, für Ihre Equigage werde ich ſorgen; Duroc, beſorgen Sie das Nöthige; auf Wiederſehen, Capitain, im Felde!"

Napoleon und ſein getreuer Duroc gingen; ſie waren ſchon weit entfernt, als Corbin und Sainte-Pallaie einander noch immer erſtaunt gegenüber ſtanden.

„Das iſt wie im Buche der Mährchen von Tauſend und Einer Nacht," ſagte der gute Corbin, endlich von ſeinem Erſtaunen zurückkommend. „Der Kaiſer ſpielt den Kalifen Harun al Raſchid und Duroc den Mesrur!"

„Mein Kaiſer! mein großer Kaiſer!" entgegnete Sainte-Pallaie begeiſtert.

„Nun kommen Sie nur zu sich," bat Corbin, „ich gratulire Ihnen, Herr Capitain!"

„Capitain bei der Garde!" sagte der junge Offizier stolz.

„Ich halte Sie jetzt wahrhaftig nicht," lachte der Junggesell fröhlich, „gehen Sie in Gottes Namen in den Krieg, denn wer solches Glück hat, daß er an einem Tage eine Braut wie Septimanie und den Capitainsgrad erlangt, der wird nicht todt geschossen. Glückliche Septimanie, sie wird die Gemahlin eines Capitains bei den reitenden Grenadieren der kaiserlichen Garde!"

„Mein Kaiser! mein großer Kaiser!" wiederholte der junge Offizier.

Der gute Corbin brachte den entzückten Capitain nach Hause, den das Glück dieses Tages völlig betäubt zu haben schien. Beim Abschied aber mußte er dem Glücklichen versprechen, seine Beförderung nicht zu verrathen und ihn selbst sein Glück verkünden zu lassen.

Fünftes Kapitel.

Das eiserne Kreuz und der bräutliche Kranz.

„Viel vermögen bei den Damen
Tapfre Männer Deines Gleichen,
Denn sie lieben tapfre Männer."
(Hist. de las guerras civiles de Granada.)

„Für die süße, zarte Liebe,
Was ist Lorbeer, ist Kranz?
Wenn er ewig grünend bliebe,
Für die zarte süße Liebe
Nichtig ist des Ruhmesglanz!"
(Französische Romanze.)

Die Nacht, die schwere, bange Nacht, die mit ihren Schrecknissen, mit dem Alpdruck der Fremdherrschaft auf Preußen gelegen, die Nacht von Jena, sie war vorüber, und angebrochen war der Tag so jugend- und heldenschön, als dessen bleicher Morgenstern Schill voran- und untergegangen war im Jahre 1809: der Tag preußischer Waffenherrlichkeit war da, und seine ersten Strahlen blitzten und glänzten in den Preußen-

degen, die, von dem unendlichen Jubelschrei eines ganzen Volkes von Waffenbrüdern begleitet, klirrend aus den Scheiden fuhren auf des Königs Ruf!

Vorwärts! erklang des Königs Ruf im ehernen Trompetenklang und fuhr wie Sturmesbrausen durch das ganze Preußenland; vorwärts! donnerte es in die stillen Schlösser der Ritterschaften in Brandenburg und Pommern, mit deren Blut die großen Hohenzollern das preußische Reich zusammengekittet haben; vorwärts! schlug es an die engen Hütten und die lebenvollen Häuser der Bürger und Bauern in den preußischen Kernlanden, die Friedrich der Große so oft zum Siege geführt; vorwärts! mahnte des Königs Ruf in den Provinzen, wo des Königthums Wiege stand, und vorwärts! scholl es durch Schlesien, das wie ein Edelstein prangt in der goldenen Preußenkrone.

Mit Gott, für König und Vaterland! wurde die preußische Parole in Breslau ausgegeben.

Mit Gott, für König und Vaterland! antworteten jauchzend die Lande.

Alle Zwietracht schwieg, der Hader ward vergessen, ein einig Volk mit seinem König in großer Waffenbrüderschaft!

Da schoben sich die festen Keile der Landwehren

zwischen die eisernen Pfeiler der alten Regimenter und bildeten einen Riesenwall. Da trat in leuchtender Glorie hervor jener wunderbare preußische Heerbau, Scharnhorst's unsterbliches Meisterstück!

Alle Herzen flammten und alle Fahnen flogen. Die Fahnen aus König Friedrichs Zeit, auf denen mit goldenen Buchstaben stand „pro gloria et patria," die zerfetzte Fahne, die der Dessauer entfalten ließ, die, mit welcher Schwerin in sein Heldenblut sank, die Standarte, die Seydlitz bei Roßbach trug, und alle, die je ein Welfe gehalten in hochfürstlicher Hand für Preußen im Sturme der Schlacht. Das alte Zeughaus von Chur-Brandenburg wurde lebendig auf einen Schlag, die Fahnen des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm, die vor Warschau weheten und bei Fehrbellin, die der Görtzcke geführt bei der Schwedenhetze und der Treffenfeld, die der Derfflinger schwung in der eisernen Faust, mit denen Schöning und Barfuß die Türken gescheucht, sie rauschten frisch in den Morgen hinein, und ihr Rauschen klang wie des preußischen Adlers Flügelschlag.

Und die alten Banden des preußischen Waffenthums, die Regimenter, auf deren Schultern Friedrich seinen Staat, als auf die festesten Säulen, gebaut, sie

waren wieder auferstanden in alter Kraft mit neuer Weihe. Da zogen die Dragoner her — von Anspach-Baireuth vor der Zeit genannt, bis sie der Königin-Dragoner wurden; Anspach und Baireuth sind verloren, der Preußen-Könige angestammte Länder, die Königin Louise ist todt, gestorben in Gram während der Nacht des Grames; Dragoner, denkt an die Namen, die ihr tragt, und an den unsterblichen Ruhm, den ihr unter diesen beiden Namen errungen dereinst! Die alten Schlachthaufen aus Pommerland, von denen es im Liede klingt:

In gelben Kalbfellhosen,
In Ellendbandoulier,
Sie schlugen die Franzosen
Bei Fleurus und Namur.

Des Königs Gardes du Corps auf hohen Rossen, die keine Schlacht für verloren halten, in welcher sie noch nicht attakirt haben; die Ziethen'schen Husaren, vor denen „niemals nichts" sicher, die einst in Holland selbst feindliche Fregatten nahmen, weil sie doch ein Mal geschworen, ihrem Könige treu zu dienen, „zu Wasser wie zu Lande."

Der unermeßliche Schatz altpreußischen und churbrandenburgischen Kriegsruhms war aufgethan, und

wie eine berauschende Fluth floß die Fülle großer Erinnerungen durch alle Herzen, vereinigte sich mit der Liebe zu König und Vaterland und brauste, mit bitterm Haß gegen den fremden Gewaltherrn gemischt, dahin, — ein gewaltiger Strom unendlicher Kriegsbegeisterung.

Die alten Bünde Preußens mit Rußland waren erneuert zu Kalisch und Breslau, die Kriegsherren Friedrich Wilhelm und Alexander bildeten Heermassen, aus preußischen und russischen Regimentern zusammengesetzt; hier commandirte ein russischer Feldherr preußische Colonnen, dort rückten russische Geschwader vor auf preußisches Commando.

Da begann die preußisch-russische Waffenbrüderschaft!

Wie ein Palladium führte das vereinigte Heer mit sich den greisen Kutusow, der Russenfeldherren höchsten, der, siegesmüde und ruhmessatt, der von Lorbeern bedeckt, schon halb vom Schlummer des Todes befangen, sterben wollte in seiner eigentlichen Heimath, auf dem Schlachtfelde.

Vorwärts zogen die preußisch-russischen Heersäulen, immer weiter zurück wichen die Adler des französischen Kaisers, die Kosaken ließen schon im Rücken des Feindes ihre windschnellen Steppenrosse aus den Fluthen

der Weser trinken, und der leichtgefugte Bau des Königreichs Westphalen brach morsch auseinander.

Hinter den langsam vordringenden Heeren aber verwandelte sich das Land in eine ungeheuere Kriegswerkstätte, und die Invaliden aus König Friedrichs Zeit, die den Fahnen nicht mehr folgen konnten, wurden die Lehr- und Exerciermeister der waffenfreudigen Jugend, welche die Nacht von Jena in der Kinderstube überrascht hatte.

In allen Städten und Flecken klang die Trommel und tönte das Commando; mit schlechten Waffen oft, aber mit gutem Muthe immer, rückte Schaar auf Schaar dem Heere nach.

In allen Städten, in allen Flecken traten die Frauen und Jungfrauen zusammen zur Pflege der Verwundeten und Kranken, zu dem stillen, aber segensreichen Kampfe auf dem traurigen Schlachtfelde des Lazareths.

In dieser Zeit, an einem hellen Nachmittage in der letzten Hälfte des April 1813 kam ein Ulanen-Offizier mit seinem Ordonnanzreiter vom Schlosse her die Linden heruntergesprengt und hielt vor dem Hause der Präsidentin von Lohmeier; er schwang sich leicht aus dem Sattel, warf dem Ulanen die Zügel zu und

lief eilig die Treppe hinauf. Mit glühendem Angesicht trat er in das Zimmer der Präsidentin, die, wie immer, einige der ältern und jüngern Familienglieder bei sich hatte.

„Gnädige Tante," rief der Lieutenant, „überrasche Sie wieder, ganz wie zu Weihnachten, komme immer, wie aus der Pistole geschossen, ist mal so bei den Ulanen!"

„Mein Philipp, mein wackrer Philipp!" entgegnete die Präsidentin, ihren Liebling umarmend.

„Auf Ehre," lachte der stolze Lanzenreiter, „gnädige Tante hat immer, wie ein General im Felde, den Generalstab der Familie um sich, bin im Hauptquartier der Familie hier, kann Alles erfahren, grüß' Dich Gott, Oheim Hermann, Tante Niedlich, wie immer nett und niedlich; Apropos! im Hauptquartier ist auch immer bessere Verpflegung als auf Vorposten, möchte ein Glas Wein trinken, ein Stück Butterbrot oder sonst einen ähnlichen Leckerbissen genießen; man vergißt im Felde die Nahrung gebildeter Menschen, bin vor einer Stunde angekommen und muß in einer Stunde wieder abreiten."

Es wurde Speise und Trank für den Lieutenant aufgetragen, der sich's wohl schmecken ließ und da-

zwischen mit seinen Verwandten plauderte und erzählte vom Kriege, von dem er freilich nicht viel zu erzählen wußte, weil er noch nicht ins Gefecht gekommen war und man in Berlin über die allgemeinen Bewegungen der Armee besser unterrichtet war, als es der Offizier sein konnte, der mit einer Depesche aus Sachsen kam.

Plötzlich setzte der junge Mann sein Glas nieder und rief: „Donnerwetter, entschuldigen Sie, gnädige Tante, wo ist meine schöne Cousine Waldemare?“

„Fragst Du wirklich noch nach ihr, Du undankbarer Mensch?“ entgegnete die Präsidentin mit einem Anfluge von Unmuth, „nach dem Briefe, den Du ihr von Breslau aus geschrieben?“

„Was kümmert Dich die Braut eines Andern, roher Lanzenknecht?“ fragte Onkel Hermann zwischen Ernst und Scherz.

„Nun, es ist immer seine Cousine,“ sagte die Präsidentin mildern Tones, „auch ist Waldemare noch nicht Rudolph's Braut.“

„Noch nicht? Der arme Rudolph!“ rief der Lieutenant offenherzig.

„Vielleicht wird sie auch gar nicht Rudolphs Braut!“ meinte die Tante, seltsam lächelnd.

„Aber ich bitte Sie, gnädige Tante,“ drängte der

Offizier, „Onkel Hermann, sagt mir doch endlich, wie steht es mit meiner Cousine und Rudolph?“

„Du bist ja der Vertraute Rudolph's!“ sprach die Tante mit leichtem Spott.

„Discretion ist Parole bei den Ulanen,“ rief der junge Offizier ungeduldig, „aber ich will Euch Alles sagen, nur spannt mich nicht länger auf die Folter; Cousin Rudolph war in meine schöne Cousine verliebt; welcher Vetter in der Familie ist das nicht? Fand das ganz in Ordnung, er bat mich, kläglich und himmelblau, wie das Sitte bei Verliebten, ich möchte bei Waldemare ein gut Wort für ihn einlegen; versprach das als Vetter, mußte damals schnell fort, wie Ihr Alle wißt: schrieb deshalb an Waldemare, sie möge doch, wenn sie irgend könne, das Glück des armen Burschen machen, und seitdem habe ich weder von ihm, noch von ihr ein Wort gehört.“

„Waldemare hat Deinen weisen Rath befolgt,“ spottete Onkel Hermann, „Du leichtsinniger Reiter!“

„Aber erst, nachdem sie sich zwei Monat besonnen!“ sagte Waldemare's ältere Schwester, welche in der Familie Tante Niedlich genannt wurde, und blickte Philipp bedeutungsvoll an.

Die Präsidentin nahm eine Prise und erklärte dann:

„Lieber Philipp, Du kannst denken, daß wir Alle über Deinen Brief sehr erstaunt waren, denn nach dem, was in der Familie beschlossen war, wurde Waldemare als Deine Braut betrachtet; Dein Brief war sehr niederschlagend für mich, für uns Alle, ich rede nicht von Waldemare, deren Gefühle Du in jedem Falle etwas mehr hättest berücksichtigen sollen. Doch ich will und kann Dir jetzt keine Vorwürfe machen, sondern Dir nur sagen, daß Waldemare vor etwa sechs Wochen den Cousin Rudolph rufen ließ und ihm in Gegenwart der ganzen Familie erklärte: sie habe ihren Cousin Philipp von Jugend auf geliebt und liebe denselben noch, da dieser selbst aber ihr den Rath ertheile, dem Cousin Rudolph ihre Hand zu reichen, so wolle sie ihrem Cousin Philipp den höchsten Beweis ihrer Liebe dadurch geben, daß sie seinem Rathe folge; unter der Bedingung jedoch, daß Rudolph die Waffen für das Vaterland trage und mit dem eisernen Kreuz zurückkehre. In diesem Falle werde sie dem vaterländischen Krieger bei seiner Rückkehr die Hand reichen, weil es ihr Vetter Philipp wünsche! Das erklärte Deine Cousine Waldemare, lieber Philipp, und ich habe mir erlaubt, dem Rudolph noch ausdrücklich zu sagen, daß er trotz alledem die Hand meiner Tochter nicht

bekommen werde, wenn Du nicht noch einmal feierlich Deine Zustimmung zu diesem Arrangement ertheiltest."

Der Lieutenant stand auf und ging ein paarmal auf und ab im Zimmer.

„Ausgezeichnetes Mädchen," sprach er halb laut mit sich, „liebes Mädchen, edles Herz, liebe Waldemare!"

Der junge Mann war ergriffen, er kämpfte einige Augenblicke mit sich, dann sagte er: „Mein Ulane unten, gnädige Tante, ausgezeichneter Mensch, heißt Citas, Litthauer von Geburt, könnte der nicht einen Trunk und einen Bissen bekommen? Bin den Engel nicht werth, auf Ehre, bin's nicht werth!"

„Was, Du nennst Deinen Burschen einen Engel?" rief Tante Niedlich auffahrend.

„Nun, Dein Engel hat einen hübschen langen Bart!" sagte Onkel Hermann, der durch's Fenster gesehen.

„Du bist Deines Burschen nicht werth?" fragte eine andere Tante staunend.

„Laßt ihn, laßt meinen armen Jungen doch!" wehrte die Präsidentin, ihren Liebling in Schutz nehmend, dann zog sie die Klingel und befahl, für des Ulanen Erquickung Sorge zu tragen.

„Und was ist aus Rudolph geworden? Bitte, Tante, sagen Sie?“

„Der gute Bursche,“ warf Onkel Herrmann spöttisch dazwischen, „hat sich alle diese Bedingungen ruhig gefallen lassen, obwohl er anfänglich gar nicht die Absicht hatte, einzutreten, sondern entschlossen war, bei der Intendantur Dienste zu thun. Mir that der arme Schelm ordentlich leid, denn es wurde ihm blutsauer, das Exercitium zu lernen, — jetzt ist er schon vierzehn Tage fort und steht im freiwilligen Jägerdetachement beim brandenburgischen Kürassier-Regiment; bekommt er die schöne Nichte noch, so hat er sie in der That redlich verdient.“

„Und Waldemare?“ fragte der Lieutenant mit bewegter Stimme.

„Heißt Dich herzlich willkommen!“ sagte eine liebliche Mädchenstimme hinter dem Fragenden.

„Waldemare!“ rief der Lieutenant sich umdrehend und dann mit ächt chevalereskem Anstande das Knie vor seiner Cousine beugend, „Waldemare, liebes, edles Mädchen, verzeihe mir, ich bin ein Thor, ein undankbarer Thor, ich jage einem Schatten nach und lasse einem Andern einen köstlichen Schatz —“

Er sprang auf, eine Thräne stand in seinen Augen,

heftig drückte er das schlanke, schöne Mädchen an sich, streifte ihre Stirn mit einem flüchtigen Kuß und sprach mit schwankender Stimme: „Gott segne Dich, edles, schönes Mädchen, leb' wohl, leb' wohl und sei glücklich! Lebt wohl, Alle!"

Damit stürzte er hinaus und flog klirrend die Treppe hinab; eine Minute später verkündete der rasche Hufschlag seines Rosses, daß er im Galopp davon sprenge.

„Das war ein Abschied für's Leben!" sagte Waldemare leise und doch von Allen verstanden, denn alle Anwesenden verharrten in einem tiefen Schweigen.

Das schöne bleiche Mädchen lächelte ihrer Mutter durch Thränen zu.

„Meine Waldemare! mein Kind!"

Die Präsidentin stand auf und schloß ihre Tochter in ihre Arme.

Von unten herauf hörte man die grimmigen Flüche, mit denen Citas, der Ulan, seinem Offizier nachsprengte.

„Er jagt einem Schatten nach!" sprach Onkel Hermann sinnend; „da er schon weiß, daß es ein Schatten ist, was er verfolgt, so wird er nicht lange mehr nachjagen, tröste Dich, meine arme Waldemare!"

„Ich bitte Sie, mein Oheim!" sagte Waldemare,

sich stolz aufrichtend, während ein feines Roth ihre zarten Wangen überlief, „ich bitte Sie, mich nicht zu bedauern, ich bin nicht arm, ich bin reich; ich bin sehr zu beneiden, denn zwei edle junge Männer meiner Familie, die für den König die Waffen tragen, für das Vaterland in den Kampf gehen, sind mir in Liebe zugethan; kann ein deutsches Mädchen reicher sein? Ich möchte über keinen von Beiden ein tadelndes Wort hören, der ritterlich kühne Philipp, der ehrliche, wackere Rudolph, die Familie hat Ursache, auf Beide stolz zu sein.“

„Aber, Waldemare,“ bat der Oheim fast demüthig, „ich wollte weder Dich, noch einen Deiner Ritter kränken.“

Waldemare reichte dem Oheim die Hand mit der Huld einer verzeihenden Fürstin, dann schritt sie hinaus, durch eine Bewegung die Begleitung ihrer Schwester ablehnend, welche ihr folgen wollte.

Mit mütterlicher Besorgniß, zugleich aber mit großer Genugthuung sah die Präsidentin ihrer Tochter nach, Onkel Hermann aber erklärte, daß die Familie nicht nur auf Philipp und Rudolph, sondern auch in noch höherem Grade auf Waldemare stolz sein müsse und daß er es heute tiefer als je beklage, nicht mehr

im Stande zu sein, in's Feld zu ziehen. Der alte Herr erschöpfte sich begeistert in dem Lobe seiner Nichte und die Präsidentin reichte ihm mit großer Befriedigung ihre Dose, eine Gunstbezeugung, mit der sie sonst eben nicht freigebig zu sein pflegte.

Unterdessen schritt Waldemare, nachdem sie das Gemach ihrer Mutter verlassen, ruhig durch den Salon und trat in ihr eigenes Zimmer, dessen Thür sie sorgfältig hinter sich verschloß.

Waldemare setzte sich auf den kleinen Sopha und drückte ihre beiden feinen Hände fest auf die Brust, als wolle sie durch den äußern Druck die innere Bewegung bewältigen, welche den Busen heftig auf und nieder wogen ließ.

Einzelne Thränen rollten schwer und langsam nieder über die zarten Wangen, oder hingen an der Wimper.

Waldemare wußte nicht, daß sie weine, und mit leiser trauriger Stimme sagte sie vor sich hin: „Ich hätte mich so schwach doch nicht geglaubt, das Herz thut mir so weh, meine Füße waren so schwer, daß ich kaum bis hierher gehen konnte. Und was ist geschehen? warum thut mir das Herz so weh? Ich habe die Freude gehabt, Philipp zu sehen, Philipp,

der mich doch mehr liebt, als er selbst weiß, mehr als ich ahnete. Früher sah ich in Philipp den Geliebten, er war das Ideal meiner Träume, und ich war glückselig dabei; dann kam die schwere Enttäuschung, ich erfuhr, daß er meine Liebe nicht erwiedere, nicht einmal verstehe, aber ich sah in ihm meinen künftigen Gemahl, und ich beruhigte mich endlich dabei, überzeugt, daß es mir gelingen müsse, seine Liebe zu gewinnen, wenn er mir erst verbunden sei. Ich trug die Gegenwart und freute mich der Zukunft. Aber auch das war noch zu viel für mich, es sollte nicht sein. Philipp selbst bat mich, meine Hand einem Andern zu geben. Das war recht schwer und sehr bitter, aber er konnte es ja nicht wissen, wie wehe er mir damit thun würde, er hatte ja keine Ahnung von der innigen Liebe, die er so grausam verschmähete. Ich habe Rudolph meine Hand versprochen, weil Philipp es wünschte, aber ich würde es doch nicht gethan haben, wenn ich nicht dadurch zugleich einen Krieger für das Vaterland gewonnen hätte; ja, ich habe Rudolph in den Kampf für's Vaterland geschickt, wenigstens will ich nur den Namen eines Mannes tragen, der dem Könige und dem Vaterlande mit den Waffen gedient; ja, ich habe Rudolph meine Hand versprochen, aber

nicht mein Herz, das wird Philipps Herz bleiben, so lange es noch schlägt. Ich bedaure Rudolph, ich gebe ihm für Hand und Herz nur meine Hand; aber er kann mich keiner Täuschung zeihen, und so wie ich einst hoffte, Philipps Liebe zu gewinnen, wenn er mit mir vermählt, so hofft er, meine Liebe zu gewinnen, wenn er mit mir verbunden. Er täuscht sich, ich habe es ihm gesagt, Waldemare hat nur ein Herz zu vergeben. Philipp jagt einem Schatten nach, sagt er, er hegt eine Liebe in seinem Herzen, ich verstand ihn wohl; er ist für mich verloren, und ich fühle, daß ich ihn lieber beweinen würde als einen Todten, der gefallen für König und Vaterland, als ihn glücklich sehen an der Hand einer Andern. Wie erbärmlich das doch eigentlich ist! Das nennt man nun Liebe! Das Glück, welches ich nicht selbst genießen kann, das gönne ich auch keiner Andern, lieber will ich den Mann meiner Liebe todt wissen? Es ist in der That jämmerlich, ich hielt mich so oft für stärker und edler, als andere Frauen sind; barmherziger Gott, ich bin eben so schwach und selbstsüchtig wie Alle. Aber wissen soll das Niemand, Niemand, Niemand!"

Waldemare stand auf und trat vor den Spiegel, der erst verrieth ihr, daß sie geweint; sie schüttelte in

bitterm Unmuth gegen sich selbst ihr Haupt, benetzte ihr Taschentuch mit klarem Wasser und wusch sich die Thränenspuren von den Wangen.

„Bin ich auch nicht stärker als andere Frauen," sagte sie darauf mit fester Stimme, „so habe ich doch den Muth, stärker zu scheinen als sie; die ganze Familie weiß, daß ich Philipp liebe, aber Niemand soll ahnen, daß ich in elendem Egoismus ihm lieber den Tod, als ein Liebesglück gönne mit einer Andern!"

Das schöne Mädchen setzte sich an's offene Clavier und ließ in mächtigen Klängen die Aufregung ihrer stolzen Seele austoben. Erst war es ein wildes Chaos von Tönen, das sie umwirbelte. Wie düstere Fluthen auf- und niederrauschen am Felsenriff, so brausten die Klänge auf und sanken in sich zusammen, dann klang erst ein einzelner klarer, heller Accord durch das finstere Grollen, nach und nach reiheten sich andere an, dann war's, als ob die Sonne plötzlich durchgebrochen sei. Das Antlitz der armen Waldemare begann sich zu verklären und leise erschien ein liebliches Roth auf ihrer bleichen Wange. Eine Weile noch kämpften und rangen die Töne mit einander, aber immer schwächer ward das Toben des Unmuthes, immer heiterer und fester gestalteten sich die Tongebilde, und endlich ging das

Spiel freudig und stolz in die unverzagte prächtige Choralmelodie: „Alles ist an Gottes Segen ꝛc." über. Waldemare spielte die Melodie durch, dann begann sie, erst mit leiser, dann aber mit einer immer klarer, reiner und mächtiger anschwellenden Stimme zu singen:

Unser Leben ist ein Streiten,
Feinde rechts und links zur Seiten,
Waffen klirren rings umher;
Keine Tage ohne Plage,
Keine Nächte ohn' Gefechte
Für die Menschenkinder mehr.

Aller Aengsten bin entschlagen,
Seit ich Gottes Wehr getragen,
Keine Frinde fürcht' ich nicht.
Ich will proben all' sein Toben,
Ich zerfetze all' die Netze,
Die er hinterlistig flicht.

Der am Himmelsbogen wachet,
Rings von Wolken überdachet,
Der der Sterne Heer regiert,
Er wird kämpfen, Er wird dämpfen
Feindes Stärke, daß man merkt,
Wie Er meine Sache führt.

Er wird brechen Bogen, Pfeile,
Und des Ew'gen Flammensäule
Frisset meiner Feinde Wehr;

Dann den Krieger und den Sieger,
Reich an Ehren und Lorbeeren,
Grüßet froh der Engel Heer!

Mit leuchtendem Antlitz, mit dem Blick einer Siegerin erhob sich Waldemare vom Clavier, stolz schaute sie um sich und ein glückseliges Lächeln schwebte um ihre Lippen, als sie sagte: „Gott sei mit Dir, mein edler, theurer Philipp, Gott schütze Dich vor Tod und Wunden, kehre heim als Sieger und werde glücklich, ja werde recht glücklich, auch wenn ich Dein Glück nicht theilen darf!“

Eine schöne, stolze Zeit war's, ein Zug freudiger Erhebung ging durch alle Seelen, und Kämpfe wurden damals gekämpft und Siege errungen im Innern der Menschenherzen, die ohne den mächtigen Schwung patriotischer Begeisterung nie gekämpft, am wenigsten aber siegreich gekämpft worden wären.

Waldemare war nicht die einzige Preußenjungfrau, die dem um sie werbenden Jüngling versprach, sich für ihn den bräutlichen Kranz in's Haar zu flechten, wenn er heimkehre aus dem Kampfe mit dem eisernen Kreuze. Damals hat manch' ein überwallendes Herz selbst dem ungeliebten Manne sich zugeschworen unter ähnlichen Bedingungen in vaterländischer Begeisterung, aber oft

war's auch die innigste Liebe selbst, welche den Geliebten hinaus in den Kampf für das Vaterland schickte, das bange Zagen der Seele heldenmüthig bekämpfend. Die junge Gattin sah den Gatten scheiden, die Braut den Bräutigam, Frauen, von zarten Kindern umgeben, mußten den Ernährer in's Feld ziehen sehen, Greise die Stützen ihres gebrechlichen Alters, Wittwen die einzigen Söhne — die große Idee, das Vaterland befreien zu helfen, riß Alles fort erhabenen Schwunges, aber es waren mit nichten die kleinsten und leichtesten Opfer, welche die Frauen dem Vaterlande brachten. Wie manche Mutter rang im stillen Kämmerlein jammervoll die Arme, der Zukunft ihrer Kleinen gedenkend, wenn der Tod den Vater ereilen sollte im Donner der Schlacht. Wie manche Greisin streckte flehend die zitternden Hände gen Himmel für ihren Sohn, für ihr einziges Kind. Wie manche junge Gattin, wie manche bleiche Braut rang heimlich in Thränen und Gebet für den geliebten Mann, dem sie mit strahlenden Augen und gerötheten Wangen den letzten Gruß noch zugewinkt beim Abmarsch.

Ach, die Trommel, die Trommel, sie klang so laut! ihr Schall übertönte manchen schweren Seufzer, manch ein banges Weinen. —

In dem Lehnstuhl am Fenster saß am Abend des Tages, an welchem der Lieutenant von Krummensee in Berlin gewesen, der ehemalige Kriegs- und Domainenrath Scheffer; er rauchte seine Pfeife und schleuderte Blicke voll Aerger und Zorn nach dem alten mit schwarzem Leder überzogenen Canapé am Ofen, auf welchem unter einem abscheulich gesudelten Bilde des großen Königs Friedrich zwei weinende Frauen saßen, die sich innig umschlungen hielten und unter Thränen flüsternd mit einander sprachen.

Vergebens gab der Kriegs- und Domainenrath seinem eigentlich unbeschreiblich gutmüthigen Gesicht den Ausdruck wilden Grimmes, vergebens klopfte er die Asche seiner Pfeife mit solcher Vehemenz aus in den hölzernen grün angestrichenen Spuckkasten, daß selbst das muntere Rothkehlchen, das sich doch längst an die Launen seines Freundes und Ernährers gewöhnt, erschrocken einige Schritte von ihm zurückhüpfte, — es wollte dem zornig-unmuthigen Manne nicht gelingen, die Aufmerksamkeit der beiden weinenden Frauen zu erregen.

Eine dieser Frauen zwar schon ziemlich ältlich, doch sah sie jünger aus, als sie war, denn ein stattliches Embonpoint und frische Farben gaben ihr Ansehen

und ihre sehr einfache Kleidung war gut gewählt; diese Frau hielt ein junges Mädchen in ihren Armen, gesund und derb von Wuchs, dem mochte der Schmerz die Wangen etwas gebleicht haben in dem runden Gesicht, abgemagert hatte er sie noch nicht.

Wüthend schob der Kriegs- und Domainenrath eine etwas schäbige Tuchmütze mit rundem Teller und viereckigem Schirm hin und her auf seinem kahlen Schädel, grimmig knöpfte er den alten blauen Rock bis an den Hals hinauf zu, und sich zurückwerfend in seinen Lehnstuhl, sagte er endlich mit einer Stimme, die drohend klingen sollte: „Du würdest mir einen Gefallen thun, Wilhelmine, und auch Sie, werthgeschätzte Jungfer Antonie, wenn Du Dir einen andern Fleck aussuchen wolltest zum Weinen; widersprich mir nicht immer, Frau, ich will es nun einmal nicht leiden, daß Du unter des alten Fritzen Bilde weinst, es ist eine Beleidigung für den großen König; unser Sohn hat seine Pflicht gethan, nichts als seine Pflicht; ich würde ihn nicht mehr für meinen Sohn gehalten haben, wenn er zu Hause geblieben wäre; ja, ich liebe meinen Jungen auch, ich habe ihn immer geliebt, jetzt aber, da er im Felde steht, liebe ich ihn doppelt; laßt das Weinen, Kinder, oder geht wenigstens in die Kammer.“

„Ei, laß uns, Vater," entgegnete die Frau, sich halb nach ihrem Gatten umdrehend, „stelle Dich nicht bärbeißiger, als Du bist; ich weiß doch, daß auch Dir weich um's Herz ist, Du willst uns nur nicht weinen sehen, weil Du fürchtest, daß wir Dich anstecken; geh! Alter, hab' ich Dich nicht gestern erst mit Thränen in den Augen ertappt?"

„Ja, weil ich gehustet hatte, nur, weil ich hustete," vertheidigte sich der alte Mann mit einiger Verlegenheit, aber er fuhr muthig fort zu schelten: „Schämt Euch! schämt Euch! da seht die anderen Frauen und Mädchen, wie stolz die sind, daß ihre Söhne oder ihre Bräutigams die Ehre haben, für Seine Majestät und das preußische Vaterland zu kämpfen; ihr solltet nur hören, was sie gestern Alles erzählten bei Rundens in der Bierstube; alle Männer sind stolz auf den Muth ihrer Weiber und Töchter, und nur der Kriegs- und Domainenrath Scheffer muß voll Schaam schweigen, denn seine Frau sitzt den ganzen Tag und weint um ihren großen Jungen, als wenn der sich gleich von den Franzosen fressen lassen würde. He, Jungfer Antonie, haben Sie denn eine so schlechte Meinung von Ihrem Geliebten, von Ihrem verlobten Bräutigam?

Glauben Sie wirklich, daß sich mein Sohn nicht gehörig wehren wird?"

„Ach, lieber Vater, ich kann nicht anders, lassen Sie mich weinen; die Thränen erleichtern mir das Herz!" bat das junge Mädchen mit rührender Stimme.

„Das kommt davon, daß Ihr Alle gar keine Vorstellung vom Kriege habt," schalt der Alte weiter, „Ihr denkt immer gleich an den Tod; ich bitte Euch, Kinder, vergeßt doch nicht, daß nicht alle Soldaten todtgeschossen werden, und denkt an die Freude, wenn der Wilhelm zurückkommt, vielleicht mit dem eisernen Kreuz geschmückt; einen Bräutigam mit dem eisernen Kreuz, Jungfer Antonie, bedenken Sie doch!"

Ach, Vater," entgegnete das Mädchen, „wenn er nur wiederkommt, ich werde gewiß nicht darnach sehen, ob er das eiserne Kreuz hat."

„Nun, so werde ich desto mehr darnach sehen," rief der Vater mit erhobener Stimme, „nämlich, wenn er's hat!" setzte er, sich selbst herabstimmend, hinzu. „Sei ruhig, Mutter, Dein Sohn wird eher wiederkommen, als Du denkst, und nun gieb mir zu essen, denn ich bin hungrig. Wollen Sie unser Gast sein, Jungfer Antonie, freilich ist unser Abendessen sehr einfach, aber man wird doch auch satt, und wenn mich

die Luſt ankommt, etwas Beſſeres zu haben, was mir doch miturter paſſirt, dann brauche ich nur daran zu denken, daß die Ausrüſtung meines Sohnes Seiner Majeſtät dem Könige nicht einen Groſchen koſtet; durch das magere Abendbrod bringen wir's wieder ein, Jungfer Antonie."

„Gehſt Du heute nicht in Deine Bierſtube, Scheffer?" fragte die Kriegs- und Domainenräthin ſtaunend, denn ſeit Jahren pflegte der Alte allabendlich eine Bierſtube in der Nähe ſeiner Wohnung zu beſuchen, um dort bei dem beſcheidenen Genuß einer Stange Weißbier und einer Pfeife Tabak die Ereigniſſe des Tages mit gleichgeſinnten alten Bekannten zu beſprechen. In der letzten bewegten Zeit hatte der alte Mann oft die gewohnte Abendſtunde nicht erwarten können, um Nachrichten von der Armee zu erfahren. Die gute Frau ſtaunte alſo nicht wenig, als ihr Mann auf ihre Frage mit barſchem Ton erwiederte: „Nein, ich bleibe heute zu Hauſe!"

„Aber Vater, ſo erfährſt Du ja nichts von der Armee!" bemerkte ſie.

„Erfahre es zeitig genug, Runde ſchickt mir morgen früh die Zeitung," antwortete der alte Mann und ſah eifrig zum Fenſter hinaus, obwohl es ſchon finſter

wurde und er eigentlich gar nichts mehr sehen konnte. Er wollte es vermeiden, seiner Frau in's Gesicht zu blicken, die aufgestanden war und sich ihm näherte.

„Höre, Scheffer," sprach die wohlbeleibte, gute Frau, ihre Hand auf seinen Arm legend und ihn so zwingend, sie anzusehen, „Scheffer, das leide ich nicht, ein Mann in Deinen Jahren muß sich nicht von seinen alten Gewohnheiten losreißen wollen, das ist nicht gut, und dann, was willst Du mir denn heute Abend erzählen? Du weißt, ich kann nicht mehr einschlafen, wenn ich nicht höre, wo die Preußen und die Russen stehen, weil unser Sohn auch mit dabei ist. Väterchen! Geh Du nur zu Rundens und trinke Dein Bier."

„Nein, wird nichts draus," versetzte der Alte barsch, „wenn wieder Frieden ist, ja, so lange der Krieg dauert, gehe ich nur drei Mal die Woche zu Bier; jetzt tragen Sie Ihr Abendbrod auf, Frau Kriegs- und Domainenräthin."

„Wenn ich nur wüßte, was wieder mit dem Manne wäre!" seufzte die Frau und ging hinaus.

„Jungfer Antonie," rief der wackre Mann das junge Mädchen zu sich, „da will ich Ihnen was schenken, was Ihnen vielleicht lieb ist."

Das junge Mädchen näherte sich dem Vater ihres Bräutigams, der reichte ihr ein Buch in schwarzem, vergriffenem Ledereinband und sagte mit weicher Stimme, die weit mehr zu des Mannes weichem Wesen stimmte, als der barsche Ton, den er so gern anzunehmen pflegte: „Das ist die Bibel Wilhelm's, aus der er zuerst in der Schule gelernt hat; hab sie an mich genommen damals, da der Junge von seinem Pathen eine schöne neue Bibel mit Goldschnitt bekam, als er confirmirt wurde; ich denke, so ein Geschenk ist einer Braut lieb."

Antonie umarmte und küßte den Kriegs- und Domainenrath mit einer Innigkeit, die wohl verrieth, wie lieb und werth ihr die Gabe, aber ihren Dank in Worten auszusprechen, dazu hatte sie keine Zeit, denn in dem Augenblick kam die gute Frau Kriegs- und Domainenräthin noch röther als gewöhnlich in's Zimmer zurück und rief in höchster Aufregung: „Scheffer, das leide ich nicht, siehst Du, so machst Du's immer! nun weiß ich, warum Du nicht zu Biere gehen willst, ach, Antonie, liebe Antonie, Sie wissen gar nicht, was das für ein Mann ist."

Dabei umfaßte die wohlbeleibte Frau mit großer Lebendigkeit bald ihren Mann, bald die Braut ihres Sohnes und drückte sie an ihre breite Brust.

„Aber Mutter, sei doch still!“ bat der Kriegs- und Domainenrath.

„Nein, ich will nicht still sein, ich brauche nicht still zu sein, Du willst mich immer übertreffen, nein, Scheffer.“

„Mutter, ich bin hungrig, ich will mein Brod!“ commandirte der Alte und stampfte mit dem Fuße. — Es war ein zorniger Mann!

Die aufgeregte Frau aber, die fortwährend zwischen Zorn und Rührung schwankte, erzählte, ohne sich um das Commando ihres Eheherrn zu bekümmern: „Sehen Sie, liebe Antonie, dieser Mann legt sich alle mög-lichen Entbehrungen auf, er ißt Abends trocknes Brod, er raucht nur zwei Pfeifen täglich, er will nur einen Tag um den andern Fleisch auf den Tisch, und Alles, was er erspart, trägt er in die Kriegskasse, um seine Schuld an König und Vaterland zu tilgen, wie er sagt, weil er nicht selbst mehr zu Felde ziehen könne. Nun ist es doch meine Pflicht als Frau, ihm auch dabei zu helfen; sonst habe ich seine guten Bissen red-lich getheilt mit ihm, und nun will er mich nicht An-theil nehmen lassen an seinen Entbehrungen, dieser Mann! Ich hatte mir vorgenommen, ach, schon vor sechs Wochen, keinen Kaffee und keinen Zucker mehr

zu kaufen; ich hab' auch keinen Kaffee noch Zucker gekauft seitdem, sondern das Geld gespart und vorgestern auf die Lazarethkasse getragen; aber mein Zucker und Kaffee werden nicht alle, gestern hatte ich keine Bohne Kaffee mehr, kein Korn Zucker, heute liegt wieder ein halb Pfund Kaffee da und ein halb Pfund Zucker! so macht's der Mann immer, und darum will er nicht zu Biere gehen; versagt sich seine einzige Freude, um mir Kaffee und Zucker zu kaufen. So ein Mann ist er."

Antonie hatte noch viele Mühe, die Mutter ihres Wilhelm zu beruhigen und den edeln Streit, der unter den beiden alten Leuten entbrannt war, beizulegen. Dann aß sie trocknes Brot mit ihnen, und es schmeckte ihr besser, als die Leckerbissen an der Tafel ihres reichen Oheims, wo man sie während dieser Zeit schon vergeblich erwartet hatte.

Es war schon ziemlich spät, als Antonie nach einem herzlichen Abschiede von den Eltern ihres Verlobten, dessen alte Schulbibel unter dem Arm, den Heimweg antrat. Das junge Mädchen war recht traurig und schweren Herzens gekommen; sie ging fast heiter, ausgeweint hatte sie sich mit der guten Frau, und das etwas wunderliche, aber eigenthümlich anregende und

innerlich wahrhaft Liebenswürdige des alten Kriegs- und Domainenrathes hatte sie mit mehr Festigkeit und größerem Muth erfüllt, als sie seit längerer Zeit in sich gefühlt. Antonie sagte sich mit einiger Beschämung, daß die beiden alten Leute, die sich ihre kleinen Erholungen und Erquickungen versagten, um dem Vaterlande ihre Scherflein zu opfern, in ihrer Weise auch Helden seien mit Gott für König und Vaterland, und daß es ihre Pflicht sei, nicht nur muthig, wie Jene die Trennung von dem einzigen Sohn, die Trennung von dem Geliebten zu tragen, sondern auch, ihnen nacheifernd, durch die That zu beweisen, daß sie würdig sei des geliebten jungen Helden im Felde.

Antonie war eine wenig bemittelte Waise; den Vater hatte sie in der frühesten Kindheit, die Mutter vor einem Jahre erst verloren. Seit dem Tode der Mutter befand sie sich in dem Hause ihres Oheims, eines reichen Kaufmannes, der ihr anfänglich nicht abgeneigt war und sie gern an den Sohn seines reichen Compagnons verheirathet hätte. Zu seinem großen Verdruß hatte er erfahren, daß sich Antonie schon bei Lebzeiten ihrer Mutter, und zwar mit deren herzlicher Zustimmung, verlobt mit Wilhelm Scheffer, einem

jungen Referendarius vom Kammergericht, dem Sohne eines ganz vermögenslosen Mannes.

Anfänglich hatte der Oheim die Hoffnung genährt, Antonie werde in die Aufhebung ihrer Verlobung willigen, aber das sonst so weiche und schüchterne Mädchen zeigte in dieser Hinsicht eine unerschütterliche Festigkeit. Dieser Umstand hatte das Wohlwollen des reichen Handelsherrn für das junge Mädchen sehr abgekühlt, und die Tante, eine neidische, selbstsüchtige, harte Person, machte dem armen Kinde manche schwere Stunde und ließ es ihm oft genug schwer fühlen, daß man sie in's Haus genommen aus Barmherzigkeit. Das heißt nicht aus wirklicher Barmherzigkeit, sondern aus Furcht vor dem Gerede der Leute, die nicht ermangelt haben würden, dem reichen Manne einen Vorwurf daraus zu machen, daß er sich nicht um die Tochter seines Bruders bekümmere.

„Der Herr hat schon zweimal nach Ihnen geschickt, Fräulein Antonie!“ flüsterte das Dienstmädchen, als Antonie in den Hausflur trat, „gehen Sie rasch hinein, sie sind schon lange bei Tische.“

Hastig und ängstlich legte Antonie Hut und Tuch ab und bat das Dienstmädchen, die Bibel hinauf in

ihr Zimmer zu tragen; dann eilte sie, ihren Oheim zu begrüßen.

Schüchtern, verlegen trat sie in das elegante, hell erleuchtete Speisezimmer. Der Lichtglanz blendete sie, da sie aus der Dunkelheit kam, sie blieb einen Augenblick linkisch an der Thür stehen. Der Oheim, in's Gespräch mit den beiden Herren vertieft, die rechts und links neben ihm saßen, bemerkte Antonien's Eintritt nicht gleich, die treffliche Tante aber beeilte sich, ihn darauf aufmerksam zu machen, denn mit der süßlichen Art, die sie immer in Gegenwart Anderer gegen ihre Nichte annahm, rief sie: „Ei, da bist Du ja! tritt doch näher, mein liebes Kind, Du hast uns warten lassen, Dein Oheim war etwas böse, aber Du weißt, das dauert nicht lange bei ihm; komm, setze Dich und iß, ich werde Dir vorlegen.“

Antonie setzte sich und wagte die Augen nicht aufzuschlagen. Einer der Herren, die sie begrüßt, war der Sohn des Compagnons, mit welchem sie ihr Oheim verheirathen wollte; sie fühlte, daß die blaßgrünen Augen dieses nicht mehr ganz jungen Mannes mit einem unzarten Blick auf ihrem Gesicht ruheten. Das junge Mädchen war nicht schön, ihre Figur war mehr rund und gesund, als zart und zierlich; auch ihre Ge-

sichtszüge waren nur anmuthig durch einen lieblichen Ausdruck von Kindlichkeit und durch die guten freundlichen blauen Augen; dennoch hatte ihre Jugendfrische Herrn Alexander, dem Sohn des Compagnons, jene Art von Leidenschaft eingeflößt, deren Männer seiner Art einzig fähig sind.

Der Oheim hatte das arme Mädchen einige Augenblicke unwillig angesehen, aber vielleicht hätte er geschwiegen, denn er war eigentlich nicht bösartig, aber die süßlichen Redensarten seiner Frau, die mit eben so viel Absichtlichkeit als diabolisch richtiger Berechnung angebracht wurden, reizten ihn, und mit rauhem Tone fragte der Handelsherr: „Wo bist Du so lange gewesen, Antonie?“

„Bei den Eltern meines Verlobten,“ antwortete das junge Mädchen leise und schüchtern.

„Es schickt sich nicht, daß Du so spät noch allein gehst!“ schalt der Oheim.

„In der That, Fräulein Antonie,“ sprach Herr Alexander dazwischen, „ich würde untröstlich sein, wenn Ihnen einmal bei einem solchen Gange ein Unfall zustieße. Versprechen Sie mir, künftighin Abends nicht allein zu gehen, ich bin stets und gern bereit, Sie zu begleiten.“

„He, mein Sohn ist ein galanter Herr!“ lachte der alte Pillersberg, Antonien mit seinen kleinen Aeuglein zunickend, die genau so länglich rund waren und so schief standen, wie all' die Nullen, die er je in seine Bücher geschrieben.

Antonie blickte unverwandt auf ihren Teller, den die Tante mit Speisen füllte, aus einer andern Berechnung.

„Du issest nicht, mein Kind? auch nicht einen Bissen?“ fragte die hämische Person mit katzenfreundlicher Miene und Stimme.

„Ich danke, liebe Tante, ich habe schon gegessen!“ sagte Antonie unvorsichtig.

„Ah, darf man wissen, was Sie heute bei dem Herrn Kriegs- und Domainenrath Scheffer gespeis't haben?“ fragte der Oheim auf's Neue ärgerlich, denn stets ärgerte er sich, wenn man an seinem Tische saß und nicht aß.

„Führt wohl einen guten Tisch, der alte Herr?“ kicherte Compagnon Pillersberg, der in seinem Geldstolz nur die Männer nicht verachtete, die reicher waren, als er.

„Nun, werde ich erfahren, Antonie, was Du heute

zu Abend gespeis't? oder ist's ein Geheimniß?" wiederholte der Oheim seine Frage mit zornigem Nachdruck.

„Aber, mein Gott, liebes Kind, warum antwortest Du denn Deinem Oheim nicht?" stachelte die Tante, welche merkte, daß Antonie in sehr großer Verlegenheit war.

„Sollte ein Häring mit Kartoffeln das Festmahl gebildet haben, he?" meinte der Compagnon des Hauses höhnisch.

Antonie schwankte einen Moment, dann entschied sie sich und sagte bittend: „Lieber Oheim, spotte der armen Leute nicht, die Equipirung ihres Sohnes hat ihnen viel gekostet, deshalb essen sie jetzt Abends nur trockenes Brod."

Die beiden Pillersberge, Vater und Sohn, brachen in ein schallendes Gelächter aus, der Oheim Antoniens aber wurde roth; das bessere Gefühl regte sich mächtig in ihm, und ernsthaft sprach er zu seinem Compagnon: „Das kommt uns lächerlich vor, Pillersberg, und doch ist's höchst ehrenwerth; der alte Mann darbt sich den Bissen vom Munde ab und ißt trocknes Brod mit seiner Frau, um seinen Sohn, den er in's Feld schickt, selbst equipiren und dem Staate eine Last abnehmen

zu können. Ja, ein guter preußischer Patriot war der Kriegs- und Domainenrath immer."

Antonie warf einen rührenden Dankblick auf ihren Oheim.

„Ungeheuer achtungswerth," flüsterte Herr Alexander Pillersberg, sein dünnes Haar hoch hinaufstreichend, seinem Vater zu, „wenn's nämlich wahr ist, ich glaube es nicht."

„Ich auch nicht, he!" kicherte der Alte, „bin kein solcher Narr."

„Es ist doch etwas Großes um die Begeisterung für König und Vaterland," fuhr Antoniens Oheim sinnend fort, „ich habe keinen Sohn, den ich dem Könige geben könnte, aber ich habe Geld —"

„Viel Geld, Herr Compagnon!" nickte der ältere Pillersberg.

„Sehr viel Geld!" bekräftigte Herr Alexander, sich vor dem Chef des Hauses verneigend.

„Ich werde morgen noch tausend Thaler an die Kriegskasse senden," entschied sich Herr Rost.

„Welcher Patriotismus!" bewunderte der Herr Alexander.

„Sehr gut," kicherte der Compagnon, „werden Zinsen tragen, die tausend Thaler, neuer Glanz für

die Firma Rost und Pillersberg, höchst patriotisches Haus, das."

„Lassen Sie diese Bemerkungen, ich bitte Sie, Pillersberg, ich gebe mein Geld dem Könige und dem Vaterlande ohne Nebenabsichten, ohne Berechnung, —" erklärte Antoniens Oheim, dann aber fragte er lebhaft: „und Sie, Herr Compagnon, soll ich für Sie eine gleiche Summe einzahlen?"

„Sie scherzen, Herr Rost," rief der alte Geizhals entsetzt, „bedenken Sie, daß ich für einen Sohn zu sorgen habe."

„Nun, ich denke, unser trefflicher Alexander sorgt so ganz erträglich für sich selbst," lachte der Handelsherr, seine gute Laune wieder gewinnend; „wenigstens für seine Sicherheit hat er gesorgt, denn er ist nicht mit in's Feld gezogen."

„Allerdings," nahm der jüngere Pillersberg mit einiger Verlegenheit das Wort, „sorge ich nach Kräften für mich, ich bedarf indessen noch sehr der Unterstützung meines Vaters, und meine Sicherheit, ach, theurer Herr Rost, ich bekenne ganz offen, daß ich mich nicht zum Soldaten geboren fühle; ich bin zum Kaufmann geboren und erzogen, ich habe blanke Waffen nie ohne

Widerwillen gesehen, ich würde eine sehr schlechte Figur als Soldat spielen; aber Sie dürfen deshalb nicht an meinem Patriotismus zweifeln, ich glaube, ich habe über meine Kräfte gegeben, mein Vater hat mir Vorwürfe dorüber gemacht."

„Ach, lieber Alexander," lachte Herr Rost, „um Vorwürfe von meinem trefflichen Compagnon hören zu müssen, da brauchen Sie noch so gar viel nicht gegeben zu haben. Doch, stoßen wir an, ich bezweifle Ihre patriotische Freigebigkeit nicht, ich scherzte und mache Ihnen auch keinen Vorwurf daraus, daß Sie nicht selbst mit in's Feld gezogen sind, denn sicherlich ist dem Könige und dem Vaterlande mehr mit Ihrem Gelde gedient, als mit Ihrem persönlichen Kriegsdienste."

Antonie benutzte die gute Laune ihres Oheims mit einer Kühnheit, die sie sich kaum selbst zugetraut, sie bat ihn nämlich um Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen, da sie sich sehr ermüdet fühle.

Der Handelsherr ertheilte ihr diese Erlaubniß zum großen Aerger seiner Gemahlin, welche das arme Mädchen gern noch fürder gequält, und zum höchsten Verdruß des Herrn Alexander, welcher die frischen Reize Antoniens gern noch länger angestiert hätte.

Keiner von den vier Personen aber, die bei dem reichen Dessert noch lange bei einander saßen, hatte eine Ahnung davon, daß das junge Mädchen oben glückselig allein sitze, in der Schulbibel ihres Verlobten eifrig lesend und seiner gedenkend im stillen Gebete.

Sechstes Kapitel.

Die Ritter der Königin.

Horch, in tieferm Tone
Bebt die Saite! Wer ist's? Eines Ermiten Ton,
Der, ein heiliger Barde,
Sich beseufzt und das Vaterland!
Horch, an Babylons Weiden
Klang die Harfe so dumpf und so erhaben jetzt;
Da die Freude der Zukunft
Hell in Tönen frohlockend singt.
(Nach Thomson.)

Durch Alle waltet Gott zum Menschenwohl,
Der stumme Schlaf wird Lehrer, selbst der Traum
Mit seinem Gaukeln winkt uns Wahrheit zu.
(Young: Nachtgedanken I.)

Auf der alten Schädelstätte, auf der so oft schon das Schwert in die Waage fiel, schwer und entschei-
dend, in den weiten Ebenen von Lützen-Leipzig, wo schon so oft das Schicksal des Krieges an dem Aus-
gange der Schlacht hing, war auch die erste Schlacht des Befreiungskampfes geschlagen worden. Die erste

Schlacht des deutschen Befreiungskampfes, geschlagen von Preußen und Russen gegen Franzosen und Deutsche!

Der furchtbar blutige Kampf bei Groß-Görschen brachte den Waffen Preußens und Rußlands keinen entscheidenden Sieg, aber das edle Heldenblut, das dort am grünen Maientage in Strömen geflossen, dampfte nicht umsonst gen Himmel. Die Russen hatten den Ruhm ihrer Kriegstapferkeit bewahrt, die Preußen aber hatten sich mit dem Tage von Lützen und Groß-Görschen ihren alten Ehrenplatz wieder erobert unter den streitbaren Völkern.

An jenem Maientage wurde das Meisterstück Scharnhorsts, die neue Herbildung, zum ersten Male in die Feuerprobe genommen, und siehe da, es bestand wohl, und damit nichts fehle, wurde sie geweiht und gefeit durch das edle Heldenblut des Werk- und Baumeisters, Scharnhorsts selbst, und so vieler treuer Preußen, die ihm geholfen am großen Werk mit nimmer lässiger Hand.

Groß-Görschen, glorreicher Heldentag Preußens, reich an unsterblichen Erinnerungen! Groß-Görschen, wo die Königssöhne Preußens neben ihren treuen märkischen und pommerschen Landwehren im selben Kugelregen standen, wo die alten Regimenter wetteiferten mit den

von Napoleon so verächtlich und falsch taxirten „Kreuzbauern“ im blutigen Waffentanz! Groß-Görschen, wo man den jugendlichen Kronprinzen, den König, der als Friedrich Wilhelm IV. den Thron zierte, mit dem feurigen Heldenungestüm der Hohenzollern ins feindliche Feuer jagen sah, wo Prinz Wilhelm von Preußen den schönen Lorbeer des Reiterfeldherrn pflückte, wo so viele Preußendegen, nachmals hochberühmt in Krieg und Frieden, das erste Blatt zu dem Kranze brachen, der sie in späteren Tagen so prächtig schmückte. Bei Groß-Görschen im Blut, da erwuchs neben den stattlichen, hochragenden Heldenbäumen die junge Ehrensaat Preußens, die Wrangel, die Brandenburg, die Dohna, die Stolberg, — wer kann sie alle nennen? — die in einer spätern Zeit, des jugendlichen Heldenthums von Groß-Görschen gedenkend, Preußen noch einmal stützten mit ihren guten Klingen, mit ihren starken Herzen!

Auf dem Felde von Groß-Görschen war's, wo die Berliner Jugend sich des Ruhmes der Hauptstadt würdig zeigte und mit ihrem Blut die Flecken abwusch, die auf dem Bärenschilde der preußischen Königsstadt rosten mochten — glorreiches Gardejäger-Bataillon! Keine preußische Truppe, die auf jenem Maifelde preußischen Ruhmes zum Gefecht kam, hat

sich ohne Auszeichnung geschlagen; sie schlugen sich, daß die alten Kriegsobersten der Russen staunten, und die brandenburgischen Kürassiere entrissen durch ihre beispiellose Bravour dem russischen General Milorado-witsch den Ausruf: „Ah! diese Kürassiere von Brandenburg, sie schlagen sich wie die Engel!“ Groß-Görschen ist auch der ganz besondere Ehrentag der preußischen Garden.

Aber der ruhmreiche, wenn auch sieglose Kampf bei Groß-Görschen war mit Nichten die schwerste Probe, welcher das Werk Scharnhorst's unterworfen wurde. Der Rückzug aus Sachsen war die schwerere!

Napoleon staunte — es ward ihm unheimlich bei diesem Rückzug eines Gegners, dem er kein Stück Geschütz abnehmen konnte.

Auf diesem Rückzuge waren preußische Offiziere von verschiedenen Waffen und Regimentern versammelt in der ärmlichen Schenke des sächsischen Dorfes Corbitz; die umliegenden Orte lagen dicht voll Truppen, und hinter Corbitz stand eine bedeutende Anzahl von Geschützen; verschiedene Regiments- und Bataillonsstäbe lagen im Ort selbst.

Fast den ganzen Tag lang hatte es geregnet, gegen Abend war das Wetter besser geworden, zugleich aber

auch eine empfindliche Kühle eingetreten. Die Offiziere an den ochsenblutfarben angestrichenen Holztischen und auf den handfesten Holzbänken der zwar sehr niedrigen, aber doch auch sehr geräumigen Schenkstube mußten immer dichter zusammenrücken, denn je mehr die Dämmerung draußen zunahm, desto mehr Kameraden suchten Unterkunft, Unterhaltung und Erquickung in der Schenke.

Mit leiblicher Erquickung sah es indessen ziemlich kläglich aus; offenbar war die sächsische Wirthschaft nicht auf so viele preußische Gäste eingerichtet gewesen; den geringen Vorrath vaterländischen Gerstensaftes hatten Hunderte von durstigen Kehlen bald erschöpft, die vorhandenen Flaschen Meißner Wein hatten leichtsinnige Lieutenants an sich genommen und die Stärke ihrer Magen daran probirt, für die Uebrigen blieb nichts übrig, als sich an die Branntwein-Vorräthe zu halten, die denn glücklicher Weise noch nicht ganz erschöpft waren. Mit der Speise war es noch schlechter bestellt, als mit dem Getränk, und die meisten Offiziere sahen sich auf den Inhalt der Brodwagen beschränkt, die zufällig noch zur rechten Zeit angekommen waren.

Deshalb erregten einige ältere Artillerie-Offiziere, welche gleich vorn an der Thür, dem Schenktisch zu-

nächst, saßen und zu ihrem Brod ein mächtiges Stück Schinken speisten, von dem sie mit vereinten Kräften Scheibe auf Scheibe herunterschnitten, hier und da einen Seufzer, auch wohl einen neidischen Blick, den die alten Feldsoldaten, man sah es ihnen auf den ersten Blick an, daß sie Erfahrung in solchen Dingen hatten, zwar sehr wohl bemerkten, aber nicht im Geringsten beachteten.

Je mäßiger es nun mit der Erquickung des Leibes bestellt war, desto lebhafter war die Unterhaltung, die in allen möglichen deutschen Dialecten geführt wurde, zu der aber auch mit einem Eifer Tabak geraucht wurde, daß das weite niedrige Gemach bald von so dichten Dampfwolken erfüllt war, daß Keiner mehr seinen Nebenmann recht erkennen konnte.

Als jeder Platz in der Schenkstube seinen rechtmäßigen „Besitzer" hatte und auch die Stehplätze zumeist durch „Standespersonen" eingenommen waren, wie das der dicke Artillerie-Lieutenant Schmidt bemerkte, der als Artillerist und Berliner immer die Batterieen seines Witzes spielen ließ, öffnete sich die Thür noch einmal und eine frische Stimme sagte: „Auf Ehre, von Arenstorff, nichts als Kameraden und Tabaksqualm, Donnerwetter, hierher sollte Tante Loh-

meier mal kommen, die schon die Nase zieht, wenn sie bei einer zärtlichen Umarmung meiner geschätzten Person meiner Frisur anriecht, daß ich Tabak geraucht habe."

„Ist denn gar kein Plätzchen mehr?" antwortete der Hauptmann von Arenstorff, muthig eindringend.

„Ah! da ist von Arenstorff," rief ein Bekannter, „suchen Sie hier Ihr Landwehr-Bataillon?"

Der Capitain von Arenstorff war zum Führer eines Landwehr-Bataillons ernannt worden, vor mehreren Tagen schon, aber bis jetzt war es ihm noch nicht möglich gewesen, dasselbe bei dem fortwährenden Hin- und Hermarschiren aufzufinden.

„Herr Capitain," sagte der dicke Artillerie-Lieutenant aus Berlin, der die Gesellschaft höchst ausdauernd mit zwölfzölligen Wortspielen bombardirte, „trösten Sie sich, Sie finden Ihr Bataillon hier jedenfalls eher, als einen Platz für sich und den langen Ulanen. Guten Abend, Ulanerich!" wendete er sich an den Lieutenant von Krummensee, mit dem er von Berlin aus befreundet war, „Sie haben da an der Tischecke einen beneidenswerthen „Stand," zumal wenn Sie heute eine lange „Sitzung" gehabt haben sollten im Sattel. Witz von mir!" schrie der dicke Artillerist lustig und Alle lachten.

Im Felde macht man sehr bescheidene Ansprüche.

Der Ulan entgegnete mit guter Laune: „Plagt Sie der Teufel, dicke Seele, daß Sie hier noch Witze machen, ich bin hundemüde!“

„Ich sage, va banque!“ rief der wohlbeleibte Artillerist, gutmüthig aufstehend, „da setzen Sie sich an meinen Platz, müder Ulanerich, der Bank ist's egal, wer auf ihr sitzt, im Gegentheil muß das Biest, — hart genug ist's ohnehin, — mir noch sehr dankbar sein, denn der lange Ulan ist wenigstens einen halben Centner leichter als ich.“

Alles lachte laut und der Lieutenant nahm ohne weitere Complimente den Platz ein, den ihm der gutmüthige Witzbold räumte.

„Donnerwetter!“ schrie plötzlich eine Stimme aus dem Dunkel heraus: „Herr Kamerad, wo haben Sie denn diese appetitlich aussehenden Würste her?“

Der Capitain von Arenstorff hielt sechs Paar jener kleinen, sehr fest geräucherten Würstchen in der Hand, die unter dem bezeichnenden Namen von Knackwürsten zu den ländlichen Delicatessen Sachsens gezählt werden.

„Wenn der Schöpfer dieser Würste,“ rief der Lieutenant Schmidt, „geahnet hätte, daß selbige heute in diesem Salon verspeist werden würden, so hätte er

sich sicherlich die Mühe erspart, sie vorher in den Rauchfang zu hängen."

„Würste! Würste! Herr Kamerad, wo haben Sie die Würste her?" fragten mehrere Stimmen.

„Von einem Bauer hier schräg gegenüber in dessen Hof gekauft," antwortete der Capitain, mit den Augen blinzelnd, „theuer genug, das Paar acht Groschen!"

Mit einem Rucke, wie auf Commando, fuhren sechs bis acht Offiziere von ihren Sitzen empor und polterten klirrend und stolpernd zur Thür hinaus.

Der Capitain nahm behaglich einen der leergewordenen Plätze in Besitz und stimmte fröhlich in das Lachen des Lieutenants Schmidt ein, welcher sich neben ihn setzte und ihm versicherte: es scheine den Kameraden doch nicht Alles „Wurst" zu sein!

„Aber für Sie, Herr Kamerad, ist wenigstens dieses Stück Wurst!" sagte der Capitain, und theilte dem dicken Mann freigebig mit.

„Ausgezeichneter Witz, Herr Capitain," erwiederte der Artillerist, „ich schätze Ihre „Mittheilungen" außerordentlich."

Die drei Offiziere hatten in unglaublich kurzer Zeit die Würste vertilgt, und der Artillerist, eine mächtige Feldflasche zum Vorschein bringend, sagte auf die Wurst-

schaalen blickend mit Emphase: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!“ dann that er einen nicht kleinen Zug aus der Flasche und reichte sie dem Capitain, dieser trank und gab sie an den Ulanen.

„Wo erst die Artillerie,“ lachte dieser, „und dann noch Infanterie im Quartier gelegen, da findet ein armer Cavallerist sicher nichts mehr.“

Er machte die Nagelprobe und es lief allerdings kein Tropfen mehr aus der Flasche.

„Es ist erschrecklich, was diese Infanteristen leisten können!“ sagte der Artillerist mit komischer Theilnahme zu dem Ulanen.

„Ich protestire,“ entgegnete der Capitain, „ich habe nur noch eine höchst schwache Besatzung in der Flasche gefunden.“

„Na, ich will's gestehen,“ bekannte Lieutenant Schmidt, „das Kanon hatte kaum die Viertel-Ladung, aber wir können ja frisch laden, abgeprotzt!“ schrie er, und sprang mit großer Behendigkeit auf und lief nach dem Schenktisch, um sich seine Feldflasche wieder füllen zu lassen.

„Nun, Ulanerich,“ sagte er zurückkehrend und Krummensee die Flasche reichend: „volle Ladung, gerichtet ist, Feuer!“

Die Unterhaltung hatte sich unterdessen mehr und

mehr belebt, hier wurden die Bewegungen der Armee, dort die Verpflegung, hier ein neuer Major, dort ein neues Waffenstück kritisirt. Bald wurde nicht mehr gesprochen, sondern geschrieen, denn es war gar nicht möglich sonst, sich verständlich zu machen. Dann begann Einer ein Lied zu singen, den Text kannten die Wenigsten, aber der Refrain wurde desto lauter und kräftiger mit gesungen. Aber wie Alles seine Zeit hat, so verstummten auch allgemach die Kriegsgesänge, die Offiziere, die nicht im Ort selbst in Quartier lagen, entfernten sich nach und nach, und endlich brachen auch der Capitain von Arenstorff und der Lieutenant von Krummensee auf.

„Es ist fast neun!“ rief der dicke Artillerie-Offizier possenhaft, „ich kann Sie unmöglich allein nach Hause gehen lassen, meine Damen, nehmen Sie meinen Arm, es liegen jetzt so viele Truppen hier, leichtfüßige Infanterie und leichtfertige Cavallerie, ich werde Sie begleiten, damit Sie keine unangenehmen Begegnungen haben!“

„Wie weit wird uns dieser schlanke Ritter führen?“ lachte der Capitain.

„Gerade bis zu seinen Kanonen vor dem Dorf!“ entgegnete der Lieutenant, „gewiß keinen Schritt weiter.“

„Schnöder Undank," versetzte der Artillerist emphatisch, „aber," setzte er lachend hinzu, „wenn Infanterie und Cavallerie erst hinter den Kanonen, dann haben Sie auch nichts mehr zu fürchten!"

Arm in Arm gingen die drei Offiziere durch das Dorf, wechselten im Vorübergehen hier und da ein Wort mit den begegnenden Kameraden und kamen in's freie Feld.

Ringsum leuchteten die Wachtfeuer der bivouaquirenden Bataillone auf Erden und die Sterne am Himmel drüber. Von allen Seiten klangen Lieder.

„Concert mit Illumination!" rief der Artillerist vergnügt, „Entrée gratis, Mitwirkung wird gewünscht!" und zugleich begann er so fürchterlich zu singen, daß sich seine Gefährten von ihm losrissen und sich die Ohren zuhielten.

Einige hundert Schritt rechts von der Straße war eine große Feldwache, und vernehmlich erklang das Schelmenlied aus heiseren Kehlen herüber:

Wohlan, die Zeit ist kommen, mein Pferd, das muß gesattelt sein,
Ich hab's mir vorgenommen, geritten muß es sein;
Geh' Du nur hin, ich hab' mein Theil, ich lieb' Dich nur aus Narrethei,
Ohne Dich kann ich schon leben, ohne Dich kann ich schon sein!

„Ich will wetten, das sind Husaren, alte Soldaten,

die das singen!“ sagte der Capitain, „ich kann immer schon aus den Liedern heraushören, was für Leute in einem Bivouac liegen.“

„Wahrhaftig, Sie haben's getroffen,“ entgegnete der Ulan, „es sind von den schwarzen Husaren bei der Feldwacht, die Stößel bekommen hat!“

„Da hört,“ mahnte der Capitain, „wie feierlich schön das dagegen klingt, das sind freiwillige Jäger! ich wette darauf, solche Lieder hörte man früher nicht im Felde, horch, wie frisch die Stimmen:“

Ström' hin, mein Blut, so purpurroth,
Dich rächten meines Schwertes Hiebe;
Ich hielt den Schwur: treu bis zum Tod
Dem Vaterland und meiner Liebe!

Die Offiziere lauschten dem Kriegsgesange der Jugend eine Weile, dann gingen sie weiter; der dicke Artillerist war ganz weich geworden, und in ganz anderm Ton als sonst sagte er: „Die guten braven Jungen, da singen sie nun, als wenn sie noch in der Singestunde in der Schule wären, so fein und zierlich, und Alle haben sie was Liebes daheim, ein Bräutchen mit blauen Aeuglein und blonden Löckchen, oder eine alte Mutter und morgen vielleicht schon werden sie todtgeschossen! ach! der Krieg! der Krieg!“

Da fiel's wie eine Bombe in die Sentimentalität des Artillerie-Offiziers — denn dicht vor ihm bei einer Masse, die sich dunkler im Dunkel abschattete, erhob sich ein Gesang in den rauhesten Kehltönen:

Was der Andre ist gewesen, thut man auch in Büchern lesen,
Dies war Churfürst Friederich. Kerle seid nicht liederlich!
Dieser goß die „faule Grete" und eroberte viel Städte,
Zerschoß die Burgen und dadurch wurde groß Haus Brandenburg.
Darauf ging es an's Belohnen, und die schönste der Kanonen,
Die „faule Gret'" ward aufgericht't und ihr das Zündloch wohl verpicht.
Dann ließ man sie mit Weine füllen, und die Artill'rie, die trank im Stillen,
Daher noch jetzt, zu jeder Frist, trinkt der preuß'sche Artillerist!

Sobald Lieutenant Schmidt den ersten Ton seines Lieblingsgesanges gehört, war seine Sentimentalität wie weggeblasen; er stimmte fröhlich mit ein und ließ sich durch die Meldung des Bombardiers, — der seinen Offizier an seinem falschen Singen auch in der Dunkelheit, denn es war natürlich kein Feuer bei den Kanonen, erkannte und dienstlich rapportirte, daß nichts vorgefallen sei, — nicht stören in der Ausübung seiner Fertigkeit im Gesang.

Singend schüttelte er den beiden Offizieren die Hand, welche rasch weiter schritten, um sich aus der Hörweite des furchtbaren Sängers zu entfernen; aber

sie hatten schon ein ziemlich Stück Weges zurückgelegt, als sie noch immer den holden Gesang des dicken Artillerie-Offiziers deutlich vernahmen.

„Hier trennen sich unsere Wege eigentlich," sagte der Capitain, der schon seit einer Weile geschwiegen, „hier in diesem Dorfe habe ich mein Quartier, und wenn mich nicht Alles trügt, so müssen Sie zu Ihrem Regiment dort hinüber."

Der Lieutenant blickte sich flüchtig um und nickte.

„Mein theurer junger Kamerad," nahm der Capitain das Wort wieder, „da ich noch mit Ihnen zu sprechen habe, Sie aber noch in der Nacht auf Feldwache müssen, so ist es billig, daß ich Sie begleite."

„Sie sind feierlich, von Arenstorff!" verwunderte sich der Ulan.

„Hören Sie mich an, mein Kamerad," sagte der Capitain weiterschreitend, „hoffentlich führt uns ein Sieg bald vorwärts, bis zum Rhein, bis über den Rhein, der Friede ist nicht mehr möglich zwischen dem französischen Kaiser und Preußen; entweder er wird besiegt, oder wir gehen glorios zu Grunde, es ist also ein langer Krieg, welcher uns bevorsteht. In einem langen Kriege aber werden die Herzen hart und die Gemüther verwildern, das Waffenhandwerk ist ein

rohes, gewaltsames, und nur der Sinn und Geist, in welchem es geübt wird, vermag es zu adeln. Nicht mehr, wie in früheren Kriegen, führen wir eine mehr oder minder gut dressirte Masse zum Kampf, es ist die Blüthe der Nation, es ist die ganze männliche Jugend Preußens, welche wir commandiren. Sie folgt uns jetzt, von einem erhabenen Schwunge vaterländischer Begeisterung fortgerissen. Dieser begeisterte Schwung aber kann nicht ausdauern, er wird, er muß erlahmen nach und nach in regnerischen Bivouacsnächten, auf endlosen Hin- und Hermärschen, auf Rückzügen — bitte, ich weiß, was Sie sagen wollen, ja an Tagen der Schlacht, an welchen die Poesie des Soldatenlebens in ihre prächtige bluthrothe Blüthe tritt, da wird die Begeisterung immer wieder schlachtenfroh aufflammen und Heldenthaten thun, ohne Zweifel mein junger Kamerad; aber in den Zwischenzeiten, im Bivouac, in den Quartieren, auf den Märschen, bei Kälte, Mangel, Hunger und Durst, da kommt der Egoismus zu Tage, die schlechte Seite der Menschennatur; Sie müssen das auch in Rußland bemerkt haben!"

„Gewiß," entgegnete der Ulan, „aber jetzt ist das ganz anders, hier ist's nicht so!"

„Nein, bis jetzt ist's nicht so," fuhr der Capitain fort, „aber wir sind auch erst am Anfang und die Begeisterung ist noch frisch; nun denn, scheint es Ihnen nicht wünschenswerth im höchsten Grade, der preußischen Jugend unter den Waffen und während des Krieges denselben Geist und den edeln, reinen Eifer so viel als möglich zu erhalten, mit denen sie unter die Waffen getreten ist? Mit einem Wort, der vaterländischen Erhebung so lange als möglich ihren reinen Charakter zu erhalten?"

„Das hoffe ich," erwiederte der Lieutenant eifrig, „es darf nie vergessen werden, daß wir einen heiligen Kampf mit Gott, für König und Vaterland kämpfen."

„Gut," antwortete der Capitain, „von Oben wird gewiß Alles gethan werden, dem Kriege diesen reinen, heiligen Charakter zu erhalten; Sie wissen aber selbst, daß nicht Alles, was den Geist einer Truppe betrifft, von Oben herunter commandirt werden kann; Sie wissen dagegen, wie mächtig einzelne Persönlichkeiten einwirken können auf den Geist des Soldaten! Nun haben, vor der Schlacht bei Groß-Görschen schon, mehrere Offiziere sich zusammengethan und sich das Wort gegeben, nach Kräften, Jeder in seinem Kreise, dahin zu wirken, daß unter den Truppen der Geist

des heiligen Befreiungskampfes rein erhalten werde. Sie wollen auf die Truppen wirken, zunächst und hauptsächlich durch ihr Beispiel, dann aber auch durch Unterredungen mit den Soldaten, durch Verbreitung passender Lieder und durch strenge Aufsicht. Der preußische Soldatenname soll nicht befleckt werden, weder im Siege, noch in der Niederlage, durch Rohheit gegen die Besiegten, durch Plünderung fremden Eigenthums, durch muthwillige Beschädigung desselben, durch Mißhandlung Wehrloser, durch Frechheit gegen Frauen und Mädchen; er soll vielmehr einen neuen Glanz bekommen durch Menschlichkeit gegen Wehrlose und Gefangene, durch Schonung der Besiegten, durch Pflege der Verwundeten, und alle diese und ähnliche Dinge, die zwar an sich schon Pflicht und Gebot sind, die man aber sonst im Kriege nur zu geneigt ist zu übersehen. Zu diesem Zweck haben sich eine Anzahl von Offizieren mit einander verbunden, und zum Gedächtniß der unvergeßlichen Königin Louise nennen sich diese Offiziere die „Ritter der Königin.“ Ich gehöre zu diesem Ritterbunde der Königin, am Tage vor der Schlacht bei Groß-Görschen hat mich der Lieutenant de Lamotte Fouqué, der die freiwillige Jäger-Schwadron des brandenburgischen Küraſſier-Re-

giments führt, aufgenommen, und ich frage Sie nun, mein lieber junger Kamerad, wollen Sie der Unsere sein, wollen Sie eintreten in den Bund der „Ritter der Königin?“

„Von ganzem Herzen!“ rief der Ulanen-Offizier begeistert.

Der Capitain umarmte den jungen Mann, küßte ihn und sprach feierlich bewegt: „So nehme ich Sie auf in den Bund der „Ritter der Königin“ und wünsche Ihnen Gottes Schutz und Segen für die heilige Thätigkeit, der Sie sich weihen, Stärke zur Erfüllung der schönen Pflichten, die Ihnen der Bund auflegt, und ermahne Sie, den Bund zu erweitern durch Aufnahme solcher Krieger, welche sich bereits bewährt haben dadurch, daß sie als Männer gestanden im Feuer und vor dem Feinde, solcher Männer, von denen Sie hoffen, daß sie im Sinne unseres Bundes zu wirken befähigt sind. Wenn Sie aber einen preußischen Krieger aufnehmen in unsern Bund, so sollen Sie es thun unter Anrufung von Gottes Hülfe und zum Gedächtniß der Königin Louise! Gott helfe dem Könige und dem Vaterlande!“

Die beiden Krieger standen einander gegenüber, in festem Druck fanden sich ihre Hände.

„Mein theurer junger Ritter der Königin," sagte der Capitain endlich wieder, „unser Bund hat keine geheimen Zeichen, an ihren Thaten sollen sich die Ritter erkennen; da aber, wo sie zu Hülfe gerufen werden, im Namen der Königin, da ruft Sie der Bund, und wo Sie Beistand heischen im Namen der Königin, da wird Ihnen der Bund zur Seite stehen. Vergessen Sie nicht, daß Sie Jeden, den Sie für uns passend finden, aufnehmen können in den Bund, wenn er ein geborner Preuße ist und tapfer vor dem Feind sich bereits gezeigt; jeder Offizier und jeder Freiwillige kann ein Ritter der Königin sein!"

Die beiden Ritter der Königin schüttelten sich noch einmal die Hände, dann schieden sie, und während der Capitain mit langen Schritten dem Dorfe zueilte, wo sein Quartier war, ging der Lieutenant aufgeregt und überrascht durch das, was wir eben geschildert, langsam der Feldwacht seines Regimentes zu.

Die Pferde stampften am Piquetpfahl, die Lanzenreiter lagen um ein kleines Feuer, das dem Erlöschen nahe war, und schliefen, zumeist in ihre Mäntel gehüllt, oder ruhten doch; nur Citas, der alte Tovarczy, ein Ulan, auf den das ganze Regiment stolz war, und ein Trompeter, saßen zusammen und hielten gemeinschaftlich

ein spätes Abendbrot. Der Offizier, welcher die Feldwacht commandirte, ging mit großen Schritten auf und ab, schien aber mehr mit sich selbst, als mit seiner Feldwacht, auf der sich übrigens Alles in Ordnung befand, beschäftigt. Er grüßte den herantretenden Kameraden nur mit einer leichten Neigung seines Hauptes und fuhr fort, auf und ab zu wandeln.

Citas, der alte Ulan, war aufgesprungen, als sich sein Offizier näherte, hatte sich aber auf dessen Wink sofort wieder niedergelassen und fuhr fort zu kauen.

Krummensee warf sich neben dem Feuer nieder, stützte seinen Kopf auf den Ellenbogen und starrte, den Reden des Capitains nachdenkend, in die kleine Flamme, die gemach erlosch.

Er lag so eine Weile, dann übermannte ihn die Müdigkeit, seine Augen schlossen sich, und er schlief ein.

Im Einschlafen hörte er wohl noch den Gesang aus der Ferne, denn an manchen Bivouac-Feuern schienen sie keine Müdigkeit zu kennen; er vernahm das Stampfen der Rosse am Piquetpfahl, er hörte das ferne Anrufen der Posten, aber er schlief endlich fest ein und träumte von der schönen Mennonitin Susanna und seiner Cousine Waldemare, deren edle Er-

scheinung in seinen Träumen oft das liebliche Gesicht Susanna's verdrängte.

Plötzlich ertönte ein heller Trompetenstoß und klang dicht über ihn hin; er fuhr schlaftrunken auf und sprang auf seine Beine, er stand einige Schritt weit von dem Trompeter, der ihm die Reveille mit aller Macht gerade in's Gesicht schmetterte. Der Morgen graute, von allen Seiten bliesen die Trompeter die Reveille, die Trommeln wirbelten drein, und die Hörner klangen weckend und grüßend dazwischen.

Der Lieutenant schüttelte sich schauernd in der frischen Morgenluft und nahm begierig den blechernen Feldbecher, in welchem Citas, der nie zu schlafen schien, ihm Kaffee gekocht hatte. Es war nicht leicht, den Kaffee aus dem Gefäß selbst zu trinken, in welchem er gekocht war, doch man lernt Allerlei im Felde, und Krummensee war mit seinem Frühstück zu Ende, als ihm Citas seinen schönen Schweißfuchs vorführte, der seinem Herrn freudig entgegenwieherte. Leicht schwang sich der Offizier in den Sattel, weithin schweifte sein Blick über die Ebene, über der sich die Morgennebel zu regen begannen, die von Streitern zu Fuß und zu Roß wimmelte. Mächtiger hob sich die Brust des Ulanen, der edle Schweißfuchs unter ihm schnob in

den Wind und tanzte auf den zierlichen Füßen, die Ohren klug spitzend bei der Trompete muthigem Klang. Der Ulan wiegte sich behaglich im Sattel, ein rechter Reiter fühlte er sich nirgend so heimisch, wie im Sattel; so voll stolzer Reiterlust und ächter Kriegsfreudigkeit hielt er da, bald den schallenden Zuruf eines vorübermarschirenden Bataillons so recht eigentlich von Oben herab, aber freundlich und freudig zugleich erwiedernd, bald die Morgentoilette seiner Ulanen und ihrer Pferde überwachend.

Da reichte ihm Citas die kleine Pfeife mit dem kurzen Rohr und den schief darauf stehenden Kopf, sie hatte bereits den vorjährigen Feldzug nach Rußland mitgemacht, hinauf auf's Pferd; sie war gestopft nach allen Regeln der Raucherkunst, fest oben, locker unten, ein großes Stück brennender Schwamm lag darauf unter dem gelben Drahtdeckel; der glimmende Schwamm roch köstlich durch den Morgennebel. Begierig griff Krummensee nach der Pfeife; es giebt keinen größern Genuß für den Raucher, als eine Pfeife beim ersten Morgengrauen im Freien!

Die Offiziere des Regiments kamen zusammen und begrüßten sich, der Adjutant traf aus dem Hauptquartier ein, und bald ritten die Ulanen in langem Zuge

im Schritte dahin; langsam in verschiedenen Windungen, wie eine Schlange, ringelte sich das Regiment an den sanft aufsteigenden Höhen ostwärts hinauf. Der Major trabte mit Krummensee und einigen andern Offizieren neben der marschirenden Colonne her und sprengte endlich bergauf. Sie erreichten den Rücken des Höhenzugs einige Minuten früher, als die Tête des Regiments.

„Sehen Sie da, Herr Oberstwachtmeister!“ rief unser Lieutenant, der seine Blicke nach Rechts schweifen ließ, plötzlich und deutete auf weiße Rauchwölkchen, die aus dem Nebel hervorquollen, sich aber im Licht der eben aufgehenden Sonne scharf gegen den Nebel absetzten.

„Kanonenfeuer!“ rief der Major überrascht.

In demselben Augenblicke schlug der dumpfe Donner fernen Geschützfeuers, vom Morgenwinde aus Nordost herübergetragen, an die Ohren der Ulanen. Der Lieutenant sah seinen Commandeur fragend an, dieser winkte, und dahin flog Krummensee auf seinem Schweißfuchs; er stob an den Têten mehrerer Regimenter vorüber, welche aus dem Thal heraufstiegen. Mancher Offizier frug auch wohl: „Wo das Kanonenfeuer, Herr Kamerad?“ Krummensee hielt sich aber

nirgends auf. Er kam bald so nahe, daß er unterscheiden konnte; er hörte jetzt auch den Donner der feindlichen Kanonen, deren Dampf er bis jetzt nur gesehen, gehört aber hatte er den Hall der Geschütze, die diesseits antworteten. Da kam ihm ein Reiter entgegen im vollen Rosseslauf, es war ein Husar.

„Karl von Bredow!“ schrie der Ulan den Reiter von Weitem an; sein Auge war scharf, wie das Auge des Falken.

„Von Krummensee!“ antwortete der Husar, näher kommend, „was ist von Cavallerie herauf?“

„Zwei Escadrons von unserm Regiment!“ antwortete der Lieutenant, „aber was giebt's da drüben?“

„Die Russen sind mit Uebermacht angegriffen,“ antwortete der Husar, sein Pferd mit Mühe zügelnd, „sie müssen Zeit behalten, ihre schweren, grünen Kanonen den Berg hinauf zu bringen, und sie haben nichts dem Feind entgegen zu setzen, außer drei Escadrons von unserem Regiment. Der Feind hat viel Cavallerie, Garde-Cavallerie, entwickelt! Ich soll Cavallerie holen.“

„Kommen Sie, von Bredow, wir holen mein Regiment!“ lautete die Antwort Krummensee's; dann flogen die beiden Reiter wie zwei von einer Sehne abgeschnellte Pfeile davon.

„Französische Garde-Cavallerie!“ rief Krummensee, von dem Gedanken entzückt, mit seinen Ulanen französische Garde-Cavallerie attakiren zu können. — „Sind Sie gewiß, von Bredow, daß Sie Garde-Cavallerie vor sich hatten?“ fragte er dann.

„Meine Augen sind gut,“ entgegnete der Husar, „und ich habe die Bärenmützen der grenadiers à cheval selbst gesehen!“

Einige Minuten später hatten sie die Ulanen erreicht, der Major empfing die Meldung, und sofort ließ er das Gewehr aufnehmen und schwenkte mit seinen zwei Escadrons ein. Der Husar führte, dahin gings in vollem Trabe.

Die Lehne des Berges war bald erreicht, ein Theil der russischen Artillerie hatte schon oben Posto gefaßt, aber sie mußten hart gedrängt werden, denn es herrschte große Verwirrung; ein russischer General kam den Ulanen entgegen und besprach sich mit dem Major. Gleich darauf zogen die Ulanen sich seitwärts und ritten im Schritt bergunter. Dann schwenkten sie links und hatten die Ebene vor sich. Es waren die französischen Lanciers und die grenadiers à cheval der Kaisergarde, welche immer und immer wieder sich auf ein preußisches Husaren-Regiment und ein russisches

Dragoner-Regiment warfen, welche den Rückzug der Geschütze deckten, die mühselig langsam den Berg hinauf krochen.

„Wahrhaftig Garde-Cavallerie!“ rief Krummensee glückselig, „Kinder,“ wendete er sich an seine Ulanen, „heute regnet's eiserne Kugeln und eiserne Kreuze. Jeder sehe, was er kriegen kann, aber Alles mit Gott für König und Vaterland!“

In dem Augenblick schmetterten die Trompeten, und über das Tosen der Cavallerie-Charge hin brauste das kampflustige Hurrah! der preußischen Lanzenreiter.

Die grenadiers à cheval machten sogleich Front gegen unsere Ulanen, sie hielten und gaben aus ziemlicher Entfernung noch eine Karabinersalve, aber die Ulanen preschten vorwärts, ob auch einige Sättel leer wurden; die feindliche Cavallerie wartete den Choc nicht ab, sondern retirirte im vollen Trabe. Erhitzt folgten ihnen die Ulanen, plötzlich aber pfiffen ihnen Musketenkugeln um die Ohren, und die bebänderten Czakos der Garde-Marine-Soldaten wurden an der Lisière eines kleinen Gehölzes rechts sichtbar.

Der Major ließ „kehrt“ blasen.

Im Schritt gingen die Ulanen zurück, augenblicklich aber trabten nun die Grenadiere zu Pferde wieder vor;

der Ulanen-Major ließ Front blasen, und auf's Neue setzten die Ulanen ein, die Grenadiere gaben ihre Salve ab, wie vorher, und retirirten; dieses Mal folgten die Ulanen ihnen vorsichtig nur bis an den Busch; so gings noch ein paar Mal hin und her. Der Major war sehr zufrieden, auf diese Weise einen Theil der feindlichen Cavallerie zu beschäftigen und so den Russen Zeit zu geben, ihre Kanonen zu retten. Als die letzte Kanone den Berg hinauf war, schlossen sich die Ulanen den russischen Dragonern an und ritten, unverfolgt vom Feinde, in dessen Bewegungen ein plötzlicher Stillstand eingetreten war, hinter den russischen Geschützen her.

Der russische General aber sprengte an den Major heran, dankte ihm mit großer Höflichkeit für die Rettung seiner großen Kanonen und belobte mit Wärme die Präcision, mit welcher die Ulanen alle Bewegungen ausgeführt; er meinte, die Bewegungen hätten auf dem Exerzierplatz nicht mit mehr Sicherheit und Ruhe ausgeführt werden können, als hier im Feuer.

So zufrieden nun auch der Major mit seiner kleinen Waffenthat und der Haltung der Mannschaften war, so unzufrieden waren die jungen Heißsporne, namentlich der Lieutenant von Krummensee, der gar zu gern mit

feindlicher Garde-Cavallerie ins Handgemenge gekommen wäre. Mit seiner gewöhnlichen Naivität beschwerte er sich bei dem Major förmlich über die Haltung der französischen Cavallerie, über ihre Karabiner-Salve und über ihr Retiriren in Trab, kurz die grenadiers à cheval der französischen Kaiser-Garde hatten es dem Königlich Preußischen Premier-Lieutenant Herrn von Krummensee so wenig recht gemacht, daß er einen förmlichen Haß auf diese schöne Truppe warf und fest beschloß, sich an ihnen zu rächen. Der Major, der den jungen ritterlichen Kameraden liebte, lachte über dessen Zorn, konnte ihn aber nicht bewegen, Geschmack an der eigenthümlichen Fechtweise der französischen Cavallerie zu finden.

Die Ulanen verließen am Mittag die russischen Geschütze und beeilten sich so viel als möglich, nicht zu spät bei dem bestimmten Rendezvous anzukommen, — sie setzten ihren Marsch in immer steigender Aufregung fort, denn der Kanonendonner, der anfänglich bald hier, bald dort hinter ihnen laut geworden war, begann immer gewaltiger zu brüllen, und das unaufhörliche Rollen verrieth, daß es eine förmliche Schlacht war, die nicht fern von ihnen tobte.

Die Offiziere verzehrten sich in Unruhe. Es wurde eine Schlacht geschlagen ganz in ihrer Nähe und sie

waren nicht dabei, sie erschöpften sich in Vermuthungen; Krummensee sprach kein Wort, er rauchte nicht einmal mehr. Sie stießen auf Bataillons, die aus dem Feuer kamen; den Mittheilungen ließ sich nur entnehmen, daß sie im Gefecht gewesen und daß sie durch andere Truppen abgelöst waren.

Kein Zweifel, Napoleon hatte angegriffen, hatte versucht, die Verbündeten fest zu halten; die Feldherren Preußens und Rußlands boten ihm die Stirn so lange, als nöthig war, um sich ihren Rückzug zu sichern. Napoleon aber mußte hartnäckig sein in seinen Angriffen, denn der Kanonendonner brüllte schon stundenlang und unsere Reiter stießen auf Züge von Verwundeten.

Endlich, es war schon spät am Nachmittag, jagte ein Adjutant quer über's Feld heran: „Zweites schlesisches Ulanen-Regiment!“ rief er, sobald sich seine Stimme vernehmlich machen konnte. —

Der Major ritt ihm entgegen; nach einer kurzen Besprechung jagte der Adjutant weiter, der Major aber ließ schwenken und trabte neben der Straße auf den Feldern rückwärts dem Feuer entgegen.

Ein heller jubelnder Hurrahruf antwortete auf sein Commando.

Auf der Straße, neben welcher die Ulanen hin=trabten, bewegte sich der Rückzug, aber in musterhafter Ordnung, Bataillon auf Bataillon, erschöpft Viele, muthlos Keiner.

Krummensee bemerkte, daß mit ihnen auf gleicher Höhe auf der andern Seite der Straße ebenfalls Ca=vallerie vorgehe, aber die langen Züge rückwärts zieben=der Artillerie machten es unmöglich, denen drüben näher zu kommen.

Wie ein dichter Schleier hingen die Pulverdampf=wolken vor den Reitern und hinderten jede weitere Aussicht. Die Ulanen trabten eben einen sanften Hügel hinauf, Offiziere kamen ihnen entgegen, droben hielt ein General mit zahlreichem Stabe.

„Sie haben links russische Kürassiere, rechts Husaren und Kosaken, Herr Oberst=Wachtmeister, halten Sie sich möglichst auf gleicher Höhe mit denselben."

„Der Feind hat noch keine Cavallerie gezeigt, attakiren Sie vigoureuse, aber engagiren Sie sich nicht, gehen Sie zurück, sobald Sie ihn geworfen haben, oder er Ihre Charge abgewiesen hat, es gilt nur, den Feind so lange aufzuhalten, als möglich. Und nun, in Gottes Namen, los!

Der Major salutirte, sein Trompeter blies das

Signal, und unter brausendem Hurrahruf trabten die Ulanen zur Attake, auf einen Feind, den sie nicht sahen, der ihnen aber seine Stellung durch das Knattern der Schüsse andeutete. Immer rascher wurde das Tempo, in welchem die Rosse gingen, immer wilder schmetterten die Trompeten, immer berauschender wurde das Glühen der Kampflust.

Die Ulanen bekamen Feuer.

„Vorwärts! Hurrah! Hurrah!“

Noch ein Trompetensignal, alle Pferde im Durchgehen — „vive l'empereur!“ da krachte und prasselte es auf einander, ein gewaltiges Dröhnen. Lieutenant Krummensee sah um sich nichts als ein dichtes Gewimmel, und hieb von oben herunter, er fühlte im Arm den Widerstand, auf den seine Hiebe trafen, er sah die Infanteristen stürzen, die sein in voller Furie fortstürmender Schweißfuchs niederwarf; plötzlich sah er nichts mehr neben und um sich, weit hinter sich hörte er die Trompeten, die Kehrt bliesen. Vergeblich versuchte er, seinen Schweißfuchs zu halten, das edle Thier stürmte brausend mit ihm weiter, da schnaufte es plötzlich hinter ihm, eine wohlbekannte Stimme rief: „Achtung, Herr Lieutenant, fest im Sattel!“ es sauf'te

an ihm vorüber, und plötzlich stand sein Pferd, so plötzlich, daß manch anderer Reiter aus dem Sattel geflogen wäre.

Vor dem Lieutenant hielt Citas, der alte Ulan, und rief, das schäumende Pferd seines Offiziers beruhigend: „Ruhig, Du Lorbaß, hollah, Schweißfuchschen! wo wollten wir denn hin mit dem Herrn Lieutenant?" Citas verstand mit den Pferden zu reden.

Der Lieutenant hatte sich besonnen. „Citas, Du? wie steht's?"

„Ih! Herr Lieutenant, wir haben so ein bischen französische Infanterie übergeritten, wir kamen ihnen zu schnell auf den Hals, sie wollten Quarree formiren, aber es war zu spät; doch hören Sie, Herr Lieutenant, wie der Herr Oberwachtmeister schreit!"

Er meinte die Trompete.

Die beiden Reiter folgten dem Signal im Trabe und erreichten ihre bereits zurückgehenden Kameraden bald.

Ein lauter Hurrahruf empfing sie, denn man war nicht ohne Sorge um sie gewesen.

„Krummensee," sagte der Major, neben dem der Lieutenant hinritt, „ich wollte, mein alter Oberst, Ihr seliger Papa, hätte Sie heute gesehen!" Weiter sagte

der Major nichts, aber dem Lieutenant war's, als hätte er er einen Orden bekommen.

Die Ulanen kamen wieder an den Hügel, wo der General immer noch hielt; es zeigte sich auch bald, warum? denn von rechts her wirbelte es auf, und in wilder Auflösung stürzten Husaren und Kosaken untermischt heran.

„Rücken Sie vor, Herr Oberstwachtmeister auf etwa zweihundert Schritt, damit sich hinter Ihnen die Husaren wieder formiren können, ich lasse eine Schwadron russischer Kürassiere hier; wenn sich die Husaren wieder formiren können; ich lasse eine Schwadron russischer Kürassiere hier, wenn sich die Husaren gesammelt haben, gehen Sie zurück; alles Uebrige muß ich Ihrer Einsicht überlassen!"

Der General grüßte und sprengte mit seinem Stabe davon, rückwärts, die Ulanen gingen im Trabe vorwärts. Husaren und Kosaken stoben rechts und links an ihnen vorüber, aber feindliche Flanqueurs preschten in der Dämmerung, die bereits eintrat, vor, und wechselten Schüsse mit den Ulanen, die gegen sie flankirten. So kämpfte man eine Weile; die Husaren sammelten sich und gingen zurück; die Ulanen folgten; die Flanqueurs wurden abgerufen, und Krummensee

ritt hinter dem letzten Zuge, neben ihm Citas. Sie passirten den mehrfach erwähnten Hügel; von der russischen Schwadron, die dort stehen sollte, war nichts zu sehen, statt ihrer pfiffen einzelne Kugeln von der Straße her.

„Alle Wetter!“ rief Citas, „das ist die höchste Zeit, wir sind die Letzten, und die Letzten holt der Teufel!“

In scharfem Trabe ging's auf der nun erreichten Straße zurück.

Citas sah sich fortwährend prüfend nach rückwärts um.

„Der verdammte Maulwurfshaufen,“ schrie er plötzlich; „passen Sie auf, wir werden gleich mörderlich mit Kartätschen gesegnet werden; ha! unser Alter hat's auch bemerkt; hopp!“

Auf Commando setzten die Ulanen über den Straßengraben und trabten neben der Straße her, aber kaum war das Manöver ausgeführt, als es auch von dem Hügel blitzte und donnerte; eine Kartätschensalve, die prasselnd über die Straße fegte, zeigte, wie heilsam es gewesen, die Straße zu verlassen. Entweder sahen die Franzosen in ihrem Eifer nicht recht, oder die Dunkelheit war zu groß, sie bestrichen mit ihren Kartätschen

noch ein paar Mal die große Straße. Als aber das Kartätschenfeuer aufhörte, begannen einzelne Schüsse in ganz bedenklicher Nähe zu knallen, rechts nnd links blitzte es hell auf, einzelne Gestalten, die sich aber zusehends vermehrten, tauchten auf in der zunehmenden Dunkelheit.

„Verfluchte Kerls, diese Voltigeurs!“ brummte Citas.

Mehrere Ulanen fielen, aber es ging im immer rascheren Tempo rückwärts, so müde auch die Rosse waren.

„Jetzt kriegen wir auch noch Gäste zu Pferde!“ rief Citas plötzlich, „hören Sie, Herr Lieutenant, wie das trampelt?“

Krummensee sah sich um, feindliche Cavallerie näherte sich rasch; da that sein edler Schweißfuchs plötzlich einen gewaltigen Satz und stürzte dann nieder, seinen Reiter unter sich begrabend.

Alle möglichen Flüche in litthauischer, deutscher und polnischer Sprache von sich sprudelnd, sprang Citas aus dem Sattel; mit einem gewaltigen Ruck zog er seinen Offizier unter dem im Todeskampfe furchtbar arbeitenden Schweißfuchs hervor, unbekümmert um die feindlichen Kugeln, die ihn von allen Seiten umpfiffen,

stieg er wieder auf, nahm den Offizier quer vor sich auf den Sattel und jagte mit ihm davon.

„Herr Lieutenant!“ schrie er, „Sie sind ja noch nicht todt, besinnen Sie sich doch! Donnerwetter!“

Eine Kugel pfiff ganz dicht an seinem Kopf vorbei, französische Chasseurs waren hart hinter ihm; Citas gab seinem Pferde die Sporen und zwang es, seine letzten Kräfte anzustrengen.

In wildem Jagen stürmte der gewaltige Reiter dahin, er gewann den verfolgenden Chasseurs auch einen Vorsprung ab, aber ihre Kugeln belehrten ihn, daß die Gefahr ihm immer noch nahe genug. So erreichte er ein Dorf; in der verlassenen Dorfstraße um die Kirche biegend, hörte er französisches Commando, — Feinde hinter ihm, Feinde vor ihm, aber unverzagt sprengte er in einen Bauernhof, dessen Thorflügel weit offen standen.

„Herr Jesus, ein Preuße!“ schrie der Bauer, der im Hof stand. „Ihr seid verloren, Landsmann, die Franzosen sind im Dorf.“

„Macht Euer Thor zu!“ commandirte Citas.

Unwillkürlich gehorchte der sächsische Bauer.

„Ist hinter Eurem Hause ein Garten, Lands-

mann?“ fragte Citas, als sich die Thorflügel geschlossen hatten.

„Der Grasegarten!“ lautete die ängstliche Antwort.

„Und hinter dem Garten?“

„Der Kartoffelacker, Herr Preuße!“ erwiederte der Sachse.

Citas schwang sich aus dem Sattel; er nahm seinen ohnmächtigen Offizier auf den Arm, wie ein Kind, und sein gewaltig schnaufendes Pferd am Zügel; der Bauer mußte die Lanze tragen und ihn aus dem Flur des Hauses nach dem Garten führen. Eben hörte Citas den Hufschlag der Chasseurpferde klappern, die ihn auf der Dorfstraße eifrig verfolgten.

Hinter der Gartenthür sprang Citas in den Sattel, nahm seinen Offizier wieder vor sich und trabte nun, von der Dunkelheit gedeckt, quer über's Feld.

Er war so schon ein tüchtig Stück Weges geritten, aber er hörte noch immer zu seiner Rechten einzelne Schüsse und wagte nicht anzuhalten; so näherte er sich einem kleinen Gehölz, — er besann sich einen Moment und ritt darauf zu.

„Halt! Werda!“ wurde er plötzlich angerufen.

„Gut Freund, Landsmann!“ antwortete Citas überrascht und erfreut zugleich.

„Siehst Du, daß ich Recht hatte, ich erkannte das schwarzweiße Fähnlein an der Lanze!“ sagte eine frische weiche Stimme.

Citas sprang vom Pferde.

„Mein Gott, wer ist das?“ fragte ein freiwilliger Jäger vortretend, der noch blutjung war.

„Das ist mein Offizier, Söhnchen,“ entgegnete Citas. „Sein Pferd wurde unter ihm erschossen, er fiel etwas hart, ich will mal sehen, ob er noch Branntwein trinken kann.“

„Kommen Sie an den Bivouac, Ulan, wir haben Feuer. Nehmen Sie Ihren Offizier, ich will Ihr Pferd führen.“

Es ging einen schmalen Pfad durch den dichten Busch; plötzlich machte der Weg ein Knie, und auf einen kleinen Platz tretend sah Citas etwa zwanzig Jäger um ein Feuer gelagert.

„Macht mir ein wenig Platz für meinen Offizier, Kameraden!“ rief Citas und legte den Ohnmächtigen neben dem Feuer nieder; er kniete neben ihm, hob ihm den Kopf und flößte ihm einige Tropfen Branntwein ein; es hatte nicht gleich Erfolg, — Citas schaute erschrocken auf und fragte änglich: „Na, mein Lieute-

nant wird doch nicht todt sein? Das wäre doch der Teufel."

„Du brauchst nicht gleich zu fluchen, Freund," sagte ein stattlicher Oberjäger mit blitzenden Augen, „hier mein Kamerad wird gleich sehen, ob der Herr Lieutenant von Krummensee todt ist oder nicht."

„Starke Ohnmacht!" sagte ein junger Mann, neben dem Lieutenant auf der andern Seite knieend, und öffnete ein Besteck, „ein kleiner Aderlaß nöthig, weiter nichts."

Er streifte den Aermel des Ohnmächtigen auf und schlug eine Ader, — so wie das Blut sprang, öffnete Krummensee die Augen, verwundert schaute er sich um, während der Berliner Student ihm nach den Vorschriften der Kunst einen Verband von feiner Leinwand anlegte.

„Citas!" sagte er endlich.

„Hurrah!" antwortete der Ulan, „wie steht's mit den Gliedmaßen, versuchen Sie mal aufzustehen."

Der riesige Reiter faßte seinen Offizier unter und hob ihn empor.

„Donnerwetter, wie schön Sie wieder stehen können!" jubelte Citas, „ich hatte teufelmäßige Angst, daß

Sie ein Bein gebrochen hätten, als der Schweißfuchs über Ihnen arbeitete."

Allgemach besann sich der Lieutenant, Citas erzählte ihm; der Offizier lachte Citas an.

„Ja, nun können Sie wohl lachen, Herr Lieutenant," erwiederte dieser, „aber der Teufel soll mich holen, wenn mir nicht ein paar Mal sehr schwach geworden heute, und ohne diese Kameraden hätte ich am Ende doch den Kopf verloren, als sie keinen Schnaps trinken wollten."

Jetzt erst schaute der Lieutenant auf die freiwilligen Jäger.

„Wie?" rief er, „täuschen mich meine Augen?"

„Sie täuschen Dich nicht, mein Freund und Waffenbruder!" sagte der Oberjäger ernst und freundlich.

„Nuitsteen, Abraham Nuitsteen?"

„Ich bin es, Freund."

Die jungen Männer umarmten sich und dem Lieutenant wallte das Herz über im Angedenken an die liebliche Susanna.

Obgleich sich nun Krummensee sehr angriffen fühlte, so war er doch bald in ein lebhaftes Gespräch mit den freiwilligen Jägern verwickelt, die mit der Cordialität des soldatischen Wesens noch ganz die feine Sitte ver-

banden, die ihnen anerzogen. Sie erquickten den Lieutenant, den Freund ihres Oberjägers, mit Speisen und Wein, und sorgten namentlich für Citas, der sie durch sein Benehmen gegen seinen Offizier entzückt hatte.

Citas aß und trank Alles, was ihm gereicht wurde, aber er war auffallend zurückhaltend und schweigsam in solchem Grade, daß es selbst dem Lieutenant auffiel.

„Was hast Du denn, Citas, mein wackerer Bursche?" fragte er.

„Donnerwetter, Herr Lieutenant," fuhr der Ulan endlich heraus nach langem Nöthigen, „das sind preußische Jäger hier, hollah, Respect vor dem," er zeigte auf den Oberjäger, der hat das eiserne Kreuz!"

„Du wirst's für heute bekommen, hast's redlich verdient!" rief Krummensee.

„Ja, ja," fuhr der Ulan fort, „aber hab' ich mein Lebtage so viel Bücher in einem Bivouac gesehen?"

Die Jäger lachten laut über die offenbare Angst des Ulanen vor den Büchern.

Er sah in der That für einen alten Soldaten seltsam aus in diesem Bivouac. Hier lag ein Livius an der Erde, dort lasen zwei Freunde zusammen beim Scheine des Feuers im Homer und ein Theologe übte sich im Hebräischen, indem er einen Psalmen hersagte,

während ihm ein Anderer einhalf. Ein bildhübscher junger Mann schrieb auf ein Blatt Papier, das in einem griechischen neuen Testamente lag.

„Ich glaube, wir haben eine hübsche Bibliothek hier zusammen," lächelte der Mediziner, der dem Lieutenant zur Ader gelassen, „ich hatte auch ein paar Bücher mit, sie sind verloren gegangen; überhaupt mache ich die Bemerkung, Oberjäger, daß die Bibliothek immer kleiner wird seit der Lützener Schlacht."

„Mögen die Bücher verloren gehen," antwortete der Oberjäger Ruitsteen, „wenn nur der Geist bleibt, in welchem sie ursprünglich mitgenommen wurden."

„Ja," erwiederte der Lieutenant, „Ihr Freiwilligen seid so recht berufen, diesem Kampf den reinen Charakter des vaterländischen Befreiungskrieges zu erhalten; wir sollen Alle dazu thun, aber Ihr habt das Zeug am meisten dazu, Ihr müßt die Träger und Bewahrer der reinen Begeisterung sein und bleiben."

Ruitsteen sah dem Lieutenant einige Augenblicke forschend in die Auge, dann sagte er leise: „Oh, wie mich das freut, mein Freund und Waffenbruder, Dich so sprechen zu hören, wie einen Ritter der Königin."

„Ich grüße Dich, Ritter der Königin!" antwortete Krummensee enthusiastisch.

„Du bist unter lauter Rittern der Königin!“ rief der Oberjäger, „Alle erprobt im Kampfe vor dem Feinde.“

Alle Jäger erhoben sich und schüttelten dem Lieutenant die Hand.

„Nun, den Rittern der Königin komme ich mit meinen Versen gewiß gerade recht,“ sagte da der junge Mann, der vorher am Feuer geschrieben. Er warf sich neben dem Feuer nieder und rief: „Kameraden, singt, nach der Melodie: Heil Dir im Siegerkranz, ich werde Euch in einzelnen Strophen vorlesen, mein Lied heißt: Gesang der Ritter der Königin.“

Der freiwillige Jäger las und die Kameraden sangen:

Preußen! mit treuem Sinn
Denkt eurer Königin
Droben bei Gott!
Die schön wie Engel war,
Herrlich in der Gefahr,
Holdselig immerdar
Bis in den Tod!

Rühmt wo ein Mann sein Weib,
Edel an Seel' und Leib,
Dann rufen wir:
Sittig und anmuthreich,
Gütig und mild und weich,
Dir ist sie doch nicht gleich,
Louise, Dir!

Oh! welche Königin
Trug mit so hohem Sinn
Unglück gleich Ihr!
Strahlend in Nacht und Streit,
Leidend bei unserm Leid,
Immer zur Hilf' bereit —
Heil darum Ihr!

Segen dem Namen Dein,
Segen an Elb' und Rhein,
Segen und Dank!
Du mit dem Engelsblick
Wirktest im Mißgeschick
Treulich für unser Glück.
Hör' unsern Dank!

Preußen! mit treuem Sinn
Denkt uns'rer Königin
Droben bei Gott!
Die schön wie Engel war,
Herrlich in der Gefahr,
Holdselig immerdar,
Bis in den Tod!

Siebentes Kapitel.

Im Palais Marcolini.

„Der stolze Mann, wie wohl in seiner Brust
Ein Kläger pocht, der seinen Muth erschüttert,
War eines Arm's von Eisen sich bewußt,
Der manchen Wald von Lanzen schon zersplittert.
Er hatte nie vor einem Feind gezittert,
Und Kampf auf Tod und Leben war ihm Lust.
Doch all' sein Trotz und seine Riesenstärke
Betrogen ihn bei diesem blut'gen Werke."
(Wieland: Oberon.)

Der große Sohn und Bannerträger der Revolution saß in einem Cabinet des Marcolini'schen Pallastes auf der Friedrichsstadt zu Dresden, — er streckte die Füße weit von sich und die Arme hingen an beiden Seiten schlaff herab. Bekümmert sah der Staatssecretair, Herzog Maret von Bassano, der einige Schritte seitwärts an einem Tische saß und schrieb, von Zeit zu Zeit in das bleiche, übermüdete Antlitz seines Herrn.

Napoleon hielt die Augen fest geschlossen und murmelte halb unverständliche Worte vor sich hin, Maret vernahm nur von Zeit zu Zeit einzelne Namen, Namen von Generalen, welche seit Eröffnung der Feindseligkeiten gefallen. Duroc und Bessières nannte der Kaiser mehrmals, sie fehlten ihm mehr als andere.

„Kommt Graf Narbonne noch nicht?“ fragte der müde Welteroberer sich halb aufrichtend.

„Sire, er muß sogleich hier sein!“ antwortete Maret nach der Uhr blickend, „er ist pünktlich!“

„Wenn mich Oesterreich wirklich verläßt,“ fuhr Napoleon halb mit Maret sprechend fort, „wenn der Kaiser von Oesterreich wirklich schnöde die heiligen Bande zerreißt, die uns verknüpfen, so haben wir mit diesem Waffenstillstand einen furchtbaren Fehler gemacht. Ich erhalte nicht so viel Compagnieen und Escadrons Verstärkung als der Feind Regimenter! Dieses Preußen ist wie eine „terra sancta“ für alle meine Feinde und Gegner, Alles, was mich haßt, — und ich sehe, daß mich Viele hassen, die mir oft und laut genug ihre Ergebenheit betheuerten“ — er lächelte bitter und grimmig — „Alles, was mich haßt, zieht nach Preußen, um mich von dort aus zu bekämpfen, es ist eine wahre Wallfahrt des Hasses! Wo ich auch

hinsehe, nichts als Verluste! Duroc und Bessières sind todt und noch zwanzig andere Generale dazu. Eugen mußte ich nach Italien schicken, wenn ich von meinem dortigen Königreich etwas anders noch behalten wollte als den Titel, — ebenso mußte ich den einzigen denkenden Kopf unter den Marschällen, Soult, nach Spanien schicken, wo sich der gute Mensch, mein Bruder Joseph, sein Königreich, Hauptstadt und Alles von jenem stiernackigen Lord Wellington wegnehmen läßt; Soult wird Spanien nicht wieder erobern, ich muß froh sein, wenn er mir die französische Pyrenäengrenze deckt! Und was habe ich hier? Hm! den König von Sachsen, einen braven Mann, aber sein Volk habe ich nicht! Siege habe ich erfochten wie sonst, aber die Folgen meiner Siege sind nicht wie sonst. Ich schlage meine Feinde wie sonst, ich werfe sie zurück, aber was gewinne ich damit? Ein Schlachtfeld, weiter nichts. Sonst hatte ich nach jedem Siege die ganze Artillerie meiner Gegner und Tausende von Gefangenen und verursachte allgemeine Verwirrung! Jetzt, die Gefechte bei Bautzen waren mehr Metzeleien als Schlachten und diese Leute haben mir nicht einen Nagel gelassen! Ja, ich erkenne es wohl, mein wahrer, wirklicher Feind ist Preußen, die grimmige Leidenschaft,

der fanatische Haß, mit dem Preußen gegen mich kämpft — pah! mein Mangel an Cavallerie ist nichts, ich kann Schlachten gewinnen ohne Cavallerie wie in Aegypten, aber diese bestialische Wuth der Preußen, die sich auf die massenhafte Unbeweglichkeit der Russen stützt, die mit ihrer unerschütterlichen Tactik wie geschaffen zum Soutien dieses fanatisirten Preußenvolkes sind, Preußen ist mein Hauptfeind. Ich hätte vernichtend auf Preußen fallen, Berlin nehmen sollen, anstatt mich auf diesen Waffenstillstand einzulassen. Oesterreich! Oesterreich!"

„Der General Graf Narbonne!" wurde gemeldet. Der Kaiser machte ein bejahendes Zeichen und ging seinem Ambassadeur am Wiener Kaiserhofe bis an die Thür entgegen. Ohne weiteren Gruß als ein Kopfnicken fragte er den Eintretenden hastig: „Nun, General, was sagt man in Wien zu Lützen? was sagt man zu Bautzen?"

„Ah! Sire," antwortete der immer fertige Hofmann, „die Meinungen sind nur darin getheilt, daß die Einen Ew. Majestät einen Gott, die Andern einen Dämon nennen; einig sind Alle darin, daß Ew. Majestät mehr als ein Mensch sein müssen!"

„Setzen Sie sich, General, und sagen Sie mir,

was Sie von meiner Lage denken, mag ich nun Gott oder Dämon sein!"

Man kann, wenn man will, die erste Antwort Narbonne's für eine derbe Schmeichelei erklären, obgleich sie denn doch etwas Anderes war; aber Niemand konnte auch dem Kaiser so aufrichtig die Wahrheit sagen, als es der alte Hofmann nun that.

„Sire," begann er, „ich halte die Lage Ew. Majestät für außerordentlich schwierig und bemerke mit Betrübniß, daß sie von Tage zu Tage schwieriger und peinlicher wird. Das Gefühl deutsch-vaterländischer Gemeinsamkeit wird täglich stärker überall, die Siege, welche Ew. Majestät erfochten haben, schlagen den Haß nicht nieder, sie stacheln ihn nur auf. Aller Augen in Deutschland sind auf die Fahne Preußens gerichtet; man sieht in ihr die Fahne der deutschen Freiheit, der deutschen Nationaliät, und man blickt in der Wiener Hofburg nicht weniger eifrig nach ihr, als an andern Orten Deutschlands. Mag der Kaiser von Oesterreich noch so eingenommen sein für seinen Schwiegersohn, das österreichische Volk ist desto mehr eingenommen gegen den Sieger von Wagram —"

„Aber der Kaiser von Oesterreich," unterbrach Napoleon heftig, „ist Herr in seinem Lande, Herr seiner

Entschließungen; er hat nicht einmal einen Senat oder ein Corps législatif, das er, wenn auch nur der Form wegen, zu fragen brauchte; und dieser Kaiser von Oesterreich, der mein Schwiegervater ist, hat mir geschrieben, da hören Sie," — Napoleon nahm einen eigenhändigen Brief des Kaisers von Oesterreich, der auf dem Tisch lag und las — „„Der Vermittler, der sich Ihnen anbietet, ist Ihr Freund!"" und da weiter noch stärker, „„es handelt sich darum, Ihre Dynastie auf unerschütterlichen Grundlagen zu begründen, Ihre Dynastie, deren Existenz so innig mit der meinigen verbunden ist!"" Das schreibt der Kaiser von Oesterreich, und ich, ich kann seiner Aufrichtigkeit nicht mißtrauen!"

„Sire," fuhr der alte Edelmann fest und ernst fort, „ich bin weit entfernt, Ew. Majestät Mißtrauen gegen die Worte des Kaisers von Oesterreich einflößen zu wollen, aber kein Abfall ist so gefährlich und unvermeidlich, als der, welcher gegen den Willen des Abfallenden erfolgt; der Abfall, der nicht überlegt, nicht berechnet wird, sondern der von Tage zu Tage wächst. Sire, ich muß es sagen, Ew. Majestät rechnet viel zu fest auf die Familie: die Namen „Schwiegersohn" und „Schwiegervater" sind keine unübersteiglichen Hinder-

nisse in der Politik. Freilich sagt das Sprüchwort, daß sich Oesterreich durch Heirathen forthelfe aus jeder übeln Lage; aber ein anderes Sprüchwort sagt: wenn die Gefahr vorüber ist, bekümmert man sich nicht mehr um den Heiligen, den man während derselben anrief. Ich war sehr betroffen über den dumpfen und bittern Haß, der am Wiener Hofe gegen Frankreich herrscht; man verzeiht dort Ew. Majestät die Siege eben so wenig, als die harten Maßregeln. Es herrscht in Wien eine Animosität gegen uns, die weder durch des Kaisers gute Worte, noch durch die Ernennung der Kaiserin Marie Louise zur Regentin von Frankreich gemildert wird. Diese Animosität aber ist in den Massen eben so stark."

Napoleon stand auf und ging zwei Mal auf und ab durch das ganze Gemach, dann setzte er sich wieder und sagte kalt: „Fahren Sie fort, General!"

„Es ist meine feste und innige Ueberzeugung," sprach Graf Narbonne weiter, „daß Ew. Mäjestät von dem Wiener Hofe auf Grund der verwandtschaftlichen Beziehungen nichts zu hoffen haben, so lange noch das Schlachtenglück Alles in Frage stellt."

„Und was ist Ihr Rath?"

„Oesterreich zu gewinnen durch Abschluß eines allgemeinen Friedens, selbst wenn derselbe erkauft werden müßte durch Abtretung der illyrischen Provinzen, der Hälfte Italiens und durch Aufgeben der festen Plätze, welche wir noch im Norden besetzt halten. Frankreich kann bei diesen Umständen nur dann Oesterreich gewinnen, wenn es ihm heute noch mehr giebt, als ihm die Russen und Preußen für morgen versprechen."

Nach diesen Worten des Grafen Narbonne herrschte mehrere Minuten lang eine tiefe Stille in dem Cabinet des Kaisers. Napoleon antwortete auch nicht, sondern begnügte sich, nach einer Weile dem freimüthigen Rathgeber seine Entlassung zuzuwinken, doch that er dieses nicht heftig und zornig, sondern mit jener stummen Freundlichkeit, durch welche er seinen marmornen Zügen zuweilen einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen wußte.

Als Graf Narbonne aus dem Cabinet trat, seufzte er tief auf, denn gerade in der Freundlichkeit Napoleons hatte der feine Menschenkenner die Unbeugsamkeit des Kaisers gelesen: „Also wird er nicht Frieden schließen," dachte der Graf, „er vermag nichts von seinen Eroberungen abzutreten, um Frankreich, um seine Dynastie, um sich selbst zu retten! Er will den Glau-

ben an die Familienverbindung mit Oesterreich nicht lassen, damit stürzt er sich selbst in's Verderben. Oh! der rothe Brand von Moskau war also doch die Abendröthe dieses gläuzend-hellen, dieses blendenden Kaisertages; im Osten, wo für Andere die Sonne aufgeht, ist seine Sonne untergegangen! Wir müssen unsere Pflicht thun, obwohl wir wissen, daß wir keinen Erfolg haben werden; ich möchte das Ende nicht überleben. Es ist das Gürtelband der österreichischen Erzherzogin, mit welchem sich der französische Cäsar selbst strangulirt!"

Niedergedrückt von der schweren Last dieser trostlosen Gedanken, die Brust voll Gram und Schmerz, trat Graf Narbonne in den Dienstsaal, aber dennoch trug er sein Haupt aufrecht, dennoch schwebte ein verbindliches Lächeln um seine Lippen, als er die Personen begrüßte, die er in dem Saal versammelt fand. Er hatte für Jeden ein freundliches Wort; dem tapfern Degen General Durosnel, der zum Gouverneur von Dresden ernannt worden war, drückte er als Kamerad die Hand, dem königlich sächsischen Hofmarschall Grafen Vizthum von Eckstädt sagte er viel Schmeichelhaftes über die Einrichtungen im Palais; bei dem Adjutanten des Königs von Sachsen Grafen

Gersdorff erkundigte er sich angelegentlich nach dem Befinden seines Herrn; dem Grafen Turenne nickte er aus der Ferne schon zu; kurz, Graf Narbonne war unter allen Umständen immer der feine, edle Hofmann.

Oh, lieber Baron!" rief er, vor dem Pallast-Präfecten Baron Bauffet stehen bleibend, der bleich und traurig ihm entgegenkam.

„Sie finden mich sehr verändert, Herr Graf!" antwortete dieser, „ich litt am Fieber und bin kaum Reconvalescent!"

Der Graf nahm den alten Bekannten unter den Arm und ging mit ihm hinunter in den Garten des Pallastes, sich auf's Angelegentlichste über seine Krankheiten mit ihm unterhaltend.

Als die beiden Herren einen einsamen Platz im Garten gefunden, blieb der Pallast-Präfect stehen und sagte hastig: „Herr Graf, auf Sie habe ich noch gehofft; bewegen Sie den Kaiser, Frieden zu machen, er stürzt sich, und Frankreich mit, in's unermeßlichste Unglück; es sagt ihm Niemand die Wahrheit, und er sieht nicht, was um ihn her geschieht!"

„Beruhigen Sie sich, lieber Baron," tröstete Graf Narbonne, „Sie sind krankhaft aufgeregt, Sie sehen zu schwarz; wir sind in einer übeln Lage, das ist wahr,

und der Kaiser weiß es, aber so verzweifelt steht es denn doch nicht!"

„Das ist nicht Ihre wahre Meinung, Herr Graf!" entgegnete der Pallast-Präfect rasch. „Sie wissen es besser. Der Geist dieses ganzen Volkes in Deutschland ist gegen uns; es nützt gar nichts mehr, Schlachten zu gewinnen, im Gegentheil, die gewonnene Schlacht ist, weil sie den Kaiser in seiner Hartnäckigkeit bestärkt und die Deutschen in ihrem Grimme reizt, jetzt viel verderblicher für uns, als eine verlorene Schlacht. Aber davon will ich nicht reden, das wissen Sie besser als ich, aber was Sie noch nicht wissen, das ist, daß der schlechte Geist und die Muthlosigkeit immer mehr überhand nehmen unter den Generalen und Offizieren. Fouché ist hier gewesen, Er hat ihn hierher gerufen, weil Er ihm nicht traute; Fouché ist von hier höchst unzufrieden mit seiner Bestimmung als General-Gouverneur nach Illyrien gegangen. Meinetwegen, aber seine Anwesenheit hat hier böse Spuren zurückgelassen. Hören Sie die Generale und Offiziere selbst im Stabe des Kaisers, sie sprechen nur vom Frieden: man erschrickt sich über jede Vorbereitung, die Streitkräfte an der Elbe zu concentriren; man murrt und klagt und spricht offen seine Besorgniß aus, von Frankreich ab-

geschnitten zu werden. Eine solche Stimmung und Sprache war bisher unerhört im kaiserlichen Hauptquartier; im vorigen Jahre, als wir nach Rußland gingen, wagten kaum einzelne Minister und Marschälle leise anzudeuten, was jetzt an der Elbe jeder Offizier fast laut und ungescheut ausspricht. Daran können Sie am besten ermessen, wie weit das Uebel schon vorgeschritten ist. Ach, Herr Graf, lassen Sie den Kaiser Frieden machen!"

Graf Narbonne war tief erschüttert durch die Mittheilungen des Pallast-Präfecten; er umarmte ihn und versicherte ihm, daß er nichts fehlen lassen werde, den Frieden herbei zu führen, aber er verhehlte ihm nun auch nicht, daß er keine Hoffnung hege, daß er den projectirten Prager Congreß für eine reine Phantasmagorie halte, weil Oesterreich allein den Frieden herstellen könne, aber nur unter Voraussetzung von Zugeständnissen, die ihm Napoleon nicht machen werde, wie er jetzt fest überzeugt sei."

„Nun dann sei Gott Ihm und Frankreich gnädig!" sagte der Pallast-Präfect kummervoll, „und dabei muß ich Tag für Tag Komödie spielen lassen, habe das ganze Schauspiel auf mir, die Prätensionen der Schauspielerinnen; oh! Herr Graf, den Jammer im Herzen

um das Vaterland, sich um solche Dinge ernsthaft bekümmern zu müssen!"

„Es ist hart, lieber Baron," entgegnete Narbonne, „aber glauben Sie mir, die Stadion, die Metternich, die Bubna, die Humboldt, die Anstetten und wen ich sonst da in Prag mir gegenüber haben werde, sind nicht weniger lästig mit ihren Prätensionen, als Ihre Schauspieler, und Hoffnung hege ich so wenig, als Sie. Der Congreß in Prag wird auseinander gehen wie eine Komödie, nur mit dem Unterschied, daß Niemand lachen und Niemand uns Beifall zuklatschen wird."

Bewegten Herzens mit einem innigen Händedruck schieden diese beiden Männer von einander, die man zu den edelsten Repräsentanten der Anhänger des Kaiserthums rechnen muß. Sie blieben dem Kaiserthum als ehrenhafte Männer treu, auch da noch, als sie es für verloren hielten.

Nach der Entfernung des Grafen Narbonne hatte Napoleon sein Pferd verlangt und war, begleitet von dem Vice-Connetable Fürsten Berthier von Wagram, ausgeritten. Auf dem Rückwege, unfern des Dohnaischen Schlages, stieß er auf einen jungen Capitain

der Grenadiere der Garde, der eine sehr hübsche Schauspielerin vom théâtre français am Arme führte.

Der Kaiser hielt sein Pferd an und betrachtete den Capitain mit durchbohrenden Blicken.

„Wie heißen Sie, Capitain?“ fragte er endlich.

„Sainte-Pallaie, Sire!“

„Sainte-Pallaie! ach! ich erinnere mich des Namens, Sie haben sich bei Bautzen höchst ehrenvoll ausgezeichnet, Ihr Oberst hat mir berichtet. Doch habe ich Sie nicht früher gesehen, mein Tapfrer?“

„Ew. Majestät haben mir meinen Grad als Capitain vor einigen Wochen erst zu Paris verliehen, eines Abends . . . .“

„Ah! Ich habe Recht, der Herzog von Friaul, armer Duroc! hat noch für Ihre Equipage gesorgt, Sie haben sich Kreuz und Grad nun wohl verdient, Sie wollten mich und die Dienste Frankreichs nicht verlassen einer reichen Heirath wegen, ich werde das nie vergessen; ich täusche mich nicht leicht, ich gebe Ihnen die Offizier-Rosette der Ehrenlegion, melden Sie sich beim Fürsten von Wagram, adieu, mein Braver!“

Der Kaiser sprengte davon und ließ den jüngsten Offizier der Ehrenlegion mehr bestürzt als erfreut

zurück. Nicht, daß derselbe sich nicht gefreut hätte über die neue Auszeichnung, die ihm zu Theil geworden, aber die Erinnerung an seine Heirath drang wie ein scharfer Stich in seine Seele und ließ die Freude über die rothe Rosette nicht aufkommen.

„Septimanie!“ sagte er leise und blickte zu Boden; vor sich sah er in diesem Augenblick das schöne leidenschaftliche Gesicht seiner zärtlichen jungen Frau; er sah die Thränen, die sie, in Sehnsucht nach ihm vergehend, vergoß, und unwillig über sich selbst schaute er auf und blickte die allerliebste Schauspielerin, die ihn schon seit einer Weile verwundert betrachtete, fast zornig an.

„So, mein Herr Offizier von der Ehrenlegion,“ nahm die Dame, die sich das Benehmen des Capitains gar nicht zu erklären wußte, das Wort, „vermuthlich sind Sie sehr unzufrieden über die kaiserliche Huld, denn Sie sehen aus, als habe Ihnen Jemand eine Ohrfeige gegeben. Erwarteten Sie vielleicht gleich den Crachat des Commandeurs, oder das große Band? In der That, mein guter Capitain, ein wenig bête sind Sie mir immer vorgekommen, aber so wie jetzt habe ich Sie noch nicht gesehen! Welches Gelächter wird das heute Abend geben, wenn ich der Gesellschaft

vorspiele, wie ein Grenadier-Capitain aussieht, wenn er Offizier der Ehrenlegion wird!"

„Mademoiselle!" rief Sainte-Pallaie erröthend.

„Mein Herr!" entgegnete Demoiselle Vernier schnippisch, das Stumpfnäschen aufwerfend und dem jungen Offizier die zündendsten Blicke ihrer schwarzen Augen zuschleudernd.

„Mademoiselle, wenn wir Freunde bleiben sollen, so werden Sie nichts von dem Vorfall erzählen, von welchem Sie Zeuge waren!" bat der Capitain.

„Wer sagt Ihnen denn, daß wir Freunde sind, mein Herr," versetzte die Pariserin, „und wenn wir Freunde sind, woher wissen Sie, daß ich Lust habe, Ihre Freundin zu bleiben?"

„Ich bitte Sie, schöne Henriette —"

„Bitten Sie um Verzeihung, Sie Ungeheuer!" befahl die Schauspielerin, sich in den Hüften wiegend, was ihr, da sie sehr zierlich gewachsen und nicht sehr groß war, allerliebst stand.

„Ja, gewiß, ich bitte um Verzeihung," sagte Sainte-Pallaie, „aber ich weiß nicht, weßwegen."

„Was geht das mich an?" rief Henriette lachend, „was kann ich für Ihre Unwissenheit, mein Herr?"

„Aber ich sollte doch meinen!“ wagte der Capitain zu bemerken.

„Sie haben gar keine Meinung!“ erklärte die darstellende Künstlerin. „Glauben Sie, daß Sie hier unter Ihren Grenadieren sind? Bitten Sie gleich noch einmal um Verzeihung, dann will ich Ihnen meinen Arm reichen und Ihnen gestatten, mich nach Hause zu führen, was sind diese Männer langweilig.“

Henriette ging einige Schritte am Arme des Capitains, dann blieb sie plötzlich wieder stehen und sagte: „So, mein Herr, also aus dem Munde des Kaisers erst mußte ich erfahren, daß Sie eine reiche Heirath verschmäht haben, um weiter dienen zu können! Wissen Sie, daß das sehr albern ist?“

„Aber ich begreife Sie nicht, Mademoiselle —“ stotterte Sainte-Pallaie.

„Ich wüßte nicht, daß Sie mich jemals begriffen hätten,“ entgegnete die Schauspielerin gleichmüthig, „ich fürchte, Sie werden es auch nie dahin bringen, aber was kommt auch darauf an? Muß man sich denn verstehen, um sich zu lieben? Ich hoffe, daß Sie mich lieben, mein Herr?“

„Gewiß, liebe Henriette —“

„In der That, Sie sind belustigend mit Ihrer lieben Henriette," rief die Pariserin anscheinend ärgerlich, „ich verbiete Ihnen, mich Henriette zu nennen; Madame sollen Sie mich nennen, hören Sie, Madame; denn da ich mir so viele Mühe gebe, Sie ein wenig zu formiren, so muß ich eine Respectsperson für Sie sein, und solchen Personen meines Geschlechts gebührt der Titel: Madame!"

Sainte-Pallaie machte ein höchst ärgerliches Gesicht, die Schauspielerin sah es wohl, aber sie that, als bemerke sie es nicht, denn sie verstand sich vortrefflich darauf, charakterlose Männer, wie Sainte-Paillaie war, zu behandeln. Der gute Capitain gehörte zu den nicht seltenen Männern, die außer der persönlichen Bravour nicht eine männliche Charakter-Eigenschaft besitzen und die deshalb die Beute jedes Frauenzimmers sind, welches sich die Mühe giebt, sich ihrer zu bemächtigen. Solche Männer wie Sainte-Pallaie werden von Frauenzimmern wie Henriette Vernier stets auf's Aeußerste gemißbraucht und gemißhandelt werden. Die Frauen fühlen es mit feinem Instinct heraus, wie weit sie gehen dürfen, was sie sich erlauben dürfen einem Manne gegenüber, und Frauen wie Henriette Vernier sind immer geneigt, sich

Alles zu erlauben, was irgend möglich. In der Mißhandlung eines Mannes scheinen sie eine gewisse Genugthuung zu suchen für die Verachtung und Gleichgültigkeit, mit denen andere Männer an ihnen vorübergehen. Darum muß man denjenigen Frauen mißtrauen, die ihren Launen zu viel nachgeben ihren Anbetern gegenüber.

Henriette kannte gegen Sainte-Pallaie keine Schonung, sie war sicher, daß sie den schwachen jungen Mann durch einen einzigen freundlichen Blick, durch eine einzige Liebkosung wieder zu ihrem Sclaven machen könne, wenn derselbe es versuchen sollte, sich zu empören gegen ihre Anmaßungen.

Auch jetzt sagte sie sehr kühl: „Erzählen Sie mir, Capitain, was war das für eine Partie, welche Sie so thöricht waren, auszuschlagen? Wie hieß die Dame? War sie schön? War sie angenehm? Nun, werden Sie antworten?“

„Das wird zu arg!“ entgegnete der junge Offizier, hochroth vor Zorn, „dieser Ton ist unerträglich!“

„Nun, so ertragen Sie ihn doch nicht,“ spottete Henriette; „wenn Sie mich nach Hause geführt haben, was Ihre Pflicht ist, können Sie ja gehen, wohin Sie wollen; mein Gott, ich halte Sie ja nicht; habe ich

Sie je gebeten, mich zu besuchen, oder habe ich etwa Sie veranlaßt, mich täglich mit albernen Liebesbewerbungen zu bestürmen?"

„Aber Sie haben meine Bewerbungen angenommen!" rief Sainte-Pallaie empört.

Die Schauspielerin lachte ihm in's Gesicht.

Ganz außer sich hob der Capitain die Hand, er war im Begriff, Henriette zu schlagen, — die meisten charakterlosen Männer sind brutal, — aber er that es nicht, denn Henritte, die im selben Moment bemerkt hatte, daß sie nicht weiter gehen dürfe, sah ihn halb erschrocken und halb freundlich an. Er ließ die Hand sinken und sagte stockend: „Sie tödten mich auf diese Weise, Henriette, ich halte das nicht länger aus!"

„Aber lieber Sainte-Pallaie," erwiederte die Dirne in ganz verändertem Tone, immer noch unter dem Eindruck, den die drohende Geberde des Capitains auf sie gemacht, „verstehen Sie denn gar keinen Scherz mehr? Sie sind ja ein kleines Ungeheuer! Kommen Sie, sein Sie vernünftig und sagen Sie mir, wie hieß die Dame, die Sie in Paris heirathen wollten." Sie drückte dabei sanft den Arm des Offiziers und sah ihn zärtlich an.

„Die Dame hieß Septimanie," entgegnete Sainte-Pallaie, der keinen Widerstand mehr kannte, „sie ist sehr schön und behandelte mich viel besser als Sie!" setzte er mit dem letzten Rest seines Zornes, aber schon wieder lächelnd, hinzu.

„Es ist Schade," dachte die Schauspielerin, „daß er mich nicht geschlagen hat; ich werde ihn nächstens wieder reizen, bis er mich schlägt, ein Schlag ist zwar sehr unangenehm, aber ich bin überzeugt, daß ich von ihm Alles verlangen kann, was mir beliebt, daß er mir nichts mehr versagen kann, wenn er mich ein Mal geschlagen hat. Er muß dann höchst belustigend sein in seiner Reue."

Der junge Offizier, so brav vor dem Feinde, war ein wirklicher Feigling dieser Frau gegenüber; er hatte weiter keinen Muth, als daß er ihr seine Verheirathung mit der schönen Septimanie verschwieg, und er war stolz darauf, daß er das verschwieg, denn sonderbarer Weise bildete er sich ein, Henriette werde ihn weniger lieben, wenn sie von seiner Verheirathung etwas erfahre.

Er geleitete die Schauspielerin bis zu ihrer Wohnung und war ganz bestürzt, als diese beim Eintreten sagte: „Guten Abend, mein Herr, ich danke Ihnen!"

Er stand eine Weile verdutzt an der Thür, die sich vor ihm schloß, und ging dann, grimmig auf sich selbst scheltend, seinem Quartiere zu; er schwur im Gehen, nie wieder die Schwelle der herzlosen Person zu betreten, und sagte sich doch selbst, daß er diesen Schwur am nächsten Tage brechen werde.

In seinem Quartiere fand er einen Brief seiner Gemahlin. Er weinte eben so viel Thränen beim Lesen desselben, als die weichherzige Septimanie beim Schreiben geweint haben mochte, er beschloß, den Brief immer bei sich zu tragen, um sich gegen die Versuchung in der Person Henriette's zu schützen. Er nahm sich mit dem ungeheuersten Aufwande an Vernunftgründen vor, die Schauspielerin nie wieder zu sehen, die ihn doch nur verspotte und mißhandele, die er ja auch eigentlich gar nicht liebe, zu der ihn nur die Eitelkeit geführt, eine Liebschaft mit einer Schauspielerin zu haben, wie die andern Offiziere, an welche ihn nur die Sinnlichkeit fessele, die eigentlich der Mühe gar nicht werth sei, die er sich um sie gegeben.

Der gute junge Mann raisonnirte ganz vortrefflich.

Am andern Tage freilich dachte er schon anders,

aber er blieb doch fest, schrieb Briefe nach Paris an seine schöne Gattin, an deren heitere Schwester, und hielt sich den ganzen Tag zu Hause; am Abend war er so mit sich zufrieden, daß er beinahe einen Besuch bei Henriette gemacht hätte, nur um sich zu belohnen; doch bedachte er sich zur rechten Zeit noch.

Henriette wunderte sich etwas, ihn nicht zu sehen, und nahm sich vor, ihn beim nächsten Besuch sehr zu quälen für diese Vernachlässigung, wie sie es nannte. Doch ein glücklicker Zufall ersparte dem Capitain die Qualen, die für ihn bereitet wurden, denn am nächsten Tage mußte er für einen Kameraden, welcher plötzlich krank geworden war, die Wache beziehen. Sainte-Pallaie war halb froh darüber, halb betrübt; seine Sehnsucht nach der verführerischen Schauspielerin kämpfte mächtig mit seinen besseren Gefühlen. Er ging unruhig in dem prächtigen Zimmer auf und ab, welches dem wachhabenden Offizier im Marcolinischen Palais angewiesen war.

Er mußte den Kaiser bewachen, und auf vierundzwanzig Stunden war er sicher vor seiner Schwäche und Henriette.

Der Kaiser nickte ihm zu, als er am Morgen ausritt; Napoleon empfand ein allerdings nur oberfläch-

liches Wohlwollen für den jungen tapfern Offizier, der ihn an einen seiner letzten Harun-al-Raschidsgänge durch Paris mit Duroc erinnerte, aber dieses oberflächliche Wohlwollen schon war folgenreicher für den guten Sainte-Pallaie, als die beste Fürsprache sein konnte.

Gleich nach der Rückkehr des Kaisers brachte ihm ein Adjutant das Brevet und die Decoration eines Offiziers der Ehrenlegion und ein kaiserliches Gnadengeschenk von zweihundert Napoleons dazu. Stolz zeigte sich der junge Hauptmann mit der neuen Rosette, er dachte etwas weniger an Henriette. Mehrere Kameraden gratulirten ihm und erzählten, die kleine Vernier verspotte ihn grausam und ahme seine verlegenen Mienen nach, mit denen er seine Beförderung vom Kaiser empfangen.

„Ich kenne sie, es ist eine unverschämte kleine Bestie!“ sagte ein alter Colonel, der den jungen Hauptmann in besondere Affection genommen, „man sollte sie einmal mit Ruthen streichen, aber tüchtig, das würde ihr übermüthiges Blut vielleicht etwas abkühlen; denken Sie sich, neulich hat diese Person einem Lieutenant-Colonel von den braven Sachsen geradezu eine Ohrfeige gegeben! Ich begreife nicht, daß sich

ein Mann von solchen Weibern maltraitiren lassen kann!“

Sainte-Pallaie sagte nichts, aber seufzte schwer, denn er begriff's recht sehr gut.

Es war auffallend belebt im Palais Marcolini an diesem Vormittage, der Capitain hatte viel zu thun. Gegen 12 Uhr kam der König von Sachsen; der alte Herr stieg würdevoll aus seinem Wagen und begab sich, von seinen Offizieren und Hofbeamten begleitet, in den Garten, wo er langsam auf und ab ging. Gleich nach ihm kam König Murat von Neapel, wie immer prächtig gekleidet in einen blauen mit Gold besetzten Sammetrock, rothe Beinkleider, weiße Stiefeln und einen rothen Hut mit weißen Federn, seine goldenen Sporen klangen auf den Treppen, in der Hand hielt er einen prächtigen breiten Säbel in goldener Scheide, die reich mit Edelsteinen besetzt. Er begab sich, nachdem er mit dem Prinzen Berthier von Wagram einige Worte gewechselt, in den Garten zu dem Könige von Sachsen.

Welcher Contrast zwischen diesen beiden Königen! Beide herrschten über Völker, welche sich in Franzosenhaß verzehrten, und beide waren für ihre Person gezwungen, sich an Napoleon anzuschließen. Der ernste

König Friedrich August von Sachsen, weil er ein Sclave des eigenen Wortes war und seinem Volke zu nützen glaubte, folgte einem Verhängniß, der leichtblütige Joachim von Neapel folgte seinem Schwager.

Friedrich August blickte kummervoll, denn sein deutsches Herz lehnte sich auf gegen die Bundestreue des Rheinbund-Fürsten, und die Sorge für sein Sachsen überwog die Bewunderung für den großen Kaiser; Joachim Murat dagegen blickte leichtsinnig, denn insgeheim hatte er zum Schutz seiner Staaten schon ein Bündniß ganz absonderlicher Art geschlossen mit Oesterreich, nur für seine Person war er bei dem großen Schwager, in dessen Reich er die Würde eines Groß-Admirals bekleidete.

Diese beiden Könige, die zusammen im Garten des Palastes Marcolini an jenem Junitage des Jahres 1813 — auf den ersten Blick konnte man den legitimen König, das Haupt eines altfürstlichen Hauses unterscheiden von dem französischen Präfecten mit dem Königstitel von Neapel! den wahren Fürsten von dem Theaterkönig, den deutschen Herrscher von dem Schwager des großen Emporkömmlings!

Aber warum wandeln die Könige im Garten? warum werden sie nicht zu dem Kaiser geführt, der

doch sonst für den König von Sachsen die größten Rücksichten hat, dem die wahre Würde Friedrich August's Achtung abgezwungen hat? Warum stehen die Generale und Großbeamten im Vorgemach und im Dienstsaale so still und erwartungsvoll?

Es ist zwölf Uhr!

Ein einfacher Wagen fährt an und daraus steigt ein Mann von höchstens vierzig Jahren, eine elegante schlanke Figur, ein reiches Hofkleid mit zahlreichen Ordens-Decorationen und großem Band, ein ernstes, aber zugleich auch freundliches und wohlwollendes Gesicht, helle, aber nicht funkelnde Augen von dunkler Färbung. Mit leichtem Anstande rechts und links vornehm und doch vertraulich grüßend, tritt der Herr ins Palais und wird von dem Grafen Turenne, welcher interimistisch die Functionen des Groß-Pallastmarschalls versieht, sofort in das Cabinet des Kaisers geführt.

Aller Augen ruhen auf diesem Mann, der die Vornehmheit eines großen Herrn mit der Feinheit eines Diplomaten, die ernste Würde eines Staatsmannes mit der Anmuth eines Hofmannes verbindet und zugleich doch nicht zu vergessen scheint, daß er die älteste Monarchie der Christenheit repräsentirt.

Der Mann ist der kaiserlich österreichische Haus-, Hof- und Staats-Minister, später Kanzler, Clemens Wenzel Lothar Graf und Fürst von Metternich-Winneburg, ein edler Sproß vom urältesten Adel Deutschlands, ein Mann, der gewiß nicht über allen Tadel im Einzelnen, aber über alles Lob erhaben im Allgemeinen, ein Mann, dessen Wollen oftmals schwer verdächtigt, dessen Vollbringen noch schwerer getadelt, der aber im Wollen, wie im Vollbringen großen Verhältnissen fast immer gewachsen war.

Mit gehobenem Haupte und stolzer Haltung trat der Repräsentant des Kaiserhauses von Habsburg-Lothringen in das Cabinet Napoleons, dann verneigte sich der Fürst Metternich tief vor dem Gemahl der Tochter seines Kaisers, und sich wieder aufrichtend schaute der dirigirende Minister Oesterreichs mit hellen Augen dem französischen Imperator in das bleichgelbe Antlitz.

Napoleon stand in der grünen Uniform der Chasseurs seiner Garde, gestiefelt und gespornt, den kleinen Degen an der Seite und den bekannten Hut in der Hand, neben einem großen Tische, auf welchem riesige Karten ausgebreitet lagen; einen Schritt etwa trat er dem Minister Oesterreichs entgegen, erwiederte dessen

tiefe Verbeugung mit einem leichten Kopfnicken, schlug dann die Arme über der Brust zusammen und spähete mit seinen mächtigen Augen in den ernst-freundlichen Zügen des großen Diplomaten.

Hinter dem Kaiser stand Alexander Berthier, Vice-Connetable des Kaiserreichs, Prinz von Wagram und Neufchatel. Die beiden Fürstentitel, die Napoleon seinem berühmten Generalstabschef verliehen, mußten Oesterreich wie Preußen in gleicher Weise verletzen. Alexander Berthier, Gemahl einer Prinzessin von Baiern, hatte äußerlich wenig Militairisches, er war in gewisser Hinsicht ein wirklicher Fürst geworden, nur seine trüben Augen, die er meist halb geschlossen hielt, gaben seinem sonst würdigen Ansehen einen Anstrich von Traurigkeit und Aengstlichkeit.

Auf der andern Seite des Tisches befand sich Herzog Maret von Bassano, ein feiner Kopf mit ausgearbeiteten intelligenten Zügen, mit schönen klugen Augen; gepudert, frisirt und geschmackvoll elegant gekleidet, wie ein Minister unter Ludwig XV., bildete der Staatssecretair des Kaisers mit seinen glatten Manieren und lebhaften Bewegungen einen vollkommenen Gegensatz zu der harten heftigen Weise seines

Herrn, wie zu der methodischen Langsamkeit des Prinzen von Wagram.

„Nun, Herr von Metternich," begann der Kaiser, mit großer Lebhaftigkeit, aber eben so großer Bitterkeit sprechend: „nun, mein Herr, darf ich Sie als den Gesandten eines Alliirten betrachten, oder wollen Sie hier bei mir nur Herrn von Bubna fortsetzen, in welchem ich mich auf eine ganz ungeheure Weise getäuscht habe? —"

Maret und Berthier sahen sich einander an; sie hatten sich in dem Grafen Bubna nicht getäuscht und hatten Napoleon oft genug gegen die rauhe Freimüthigkeit des böhmischen Edelmanns auf der Hut zu sein gebeten.

„Herr von Bubna ist ein geschickter Mann," fuhr Napoleon fort, „aus der Alliance vom 14. März vorigen Jahres hat er erst eine Intervention gemacht, und nun ist plötzlich eine bewaffnete Mediation daraus geworden. Ja, Herr von Metternich, ich habe keinen Grund, mit Oesterreich zufrieden zu sein, und ich fürchte, daß Sie es hauptsächlich sind, mein Herr, dem das zur Last fällt, denn ich kenne den Kaiser Franz, meinen Schwiegervater, Ihren Herrn!"

Mit unerschütterlichem Gleichmuth schaute Metternich den zürnenden Despoten an.

„Und jetzt kommen Sie, um mir anzuzeigen, daß die Bewaffnung Ihrer Mediation vollendet ist," rief Napoleon, „Ihrer Mediation, die mir feindlich entgegentritt, schon dadurch, daß sie den Vertrag vom 14. März 1812 nicht mehr gelten lassen will. Meinen Sie, daß ich nicht verstehe, was das heißt? Denken Sie, daß ich vergessen habe, daß mir Oesterreich in diesem Vertrage die Integrität meines Reiches garantirt? Das ist nicht loyal, Herr von Metternich, daß Sie jetzt erst kommen, um mir das zu sagen! Warum diese Mittheilung nicht vor zwei, drei Monaten? Freilich, damals waren die zweimalhunderttausend Mann noch nicht bewaffnet, die jetzt hinter der böhmischen Berg-Coulisse stehen!"

Napoleon lächelte bitter und schwieg einen Augenblick lang.

„Sire," begann Metternich, sich verneigend, und der reine Klang seiner Stimme verrieth, daß die Vorwürfe Napoleons nicht vermocht hatten, ihn aus seiner ruhigen Fassung zu bringen, „gestatten mir Ew. Majestät zu bemerken, daß Oesterreich . . ."

„Ja, ja, Oesterreich," rief Napoleon unterbrechend,

„als ich die Preußen und Russen zwei Mal geschlagen hatte, als meine Feinde zurückkamen von den Illusionen, die sie sich über mich und meine Hülfsmittel gemacht, da war es Oesterreich, mein Verbündeter Oesterreich, der sich in den Streit mischte, und mit seiner Geschäftigkeit Alles verwirrte, Alles verdarb. Ja, mein Herr, ohne Ihre verderbliche Intervention wäre der Frieden schon abgeschlossen. Oesterreich ist unter dem Namen einer vermittelnden Macht mein Hauptgegner, weil ich thöricht genug bin, nicht an die Feindschaft meines Schwiegervaters glauben zu können, und darum zweifelnd und hoffend zugleich nach jenen Bergen blicke. Nun denn, Eure Rüstungen sind fertig, Ihr seid jetzt in der Lage, Gesetze vorschreiben zu können, wie hoch ist der Preis, den Ihr für Eure Neutralität verlangt?!"

Vor dieser brusquen Provocation zur Erklärung stutzte Metternich etwas, eine lebhafte Röthe färbte sein Antlitz, er antwortete ausweichend, aber es entging ihm nicht, daß Napoleon, befangen in seiner Idee, daß Oesterreich ihn nicht feindlich behandeln könne, weil er eine Erzherzogin geheirathet, noch eine Neutralität Oesterreichs für möglich hielt; der österreichische Staatsmann sah schärfer, er wußte, daß sein Kaiser nicht länger neutral bleiben konnte, daß er Napoleon zum

Frieden zwingen oder sich mit den Russen und Preußen alliiren müsse.

„Sire," antwortete Metternich, „Ew. Majestät sprechen nur von Neutralität; der Kaiser, mein Herr, ist zu mehr, ist zu einem Bündnisse bereit, zu gemeinschaftlicher Action gegen Rußland und Preußen, wenn es sein muß."

„Und die Bedingungen?" fragte Napoleon hastig, er jagte immer noch seinem Phantom nach, „ich bin bereit, Illyrien zurückzugeben!"

Metternich war unübertrefflich in diesem Augenblicke, er mußte dem großen Eroberer Worte sagen, die demselben noch Niemand gesagt. „Nicht der Kaiser, mein Herr, sondern Europa ist es," sprach er ernst und gehalten, „welches diese Bedingungen stellt, und Ew. Majestät bringen die Opfer, welche die Lage erheischt, nicht Oesterreich, sondern Europa, der Menschheit, die unter den Leiden der unaufhörlichen Kriege seufzt —"

„Zur Sache!" befahl der Kaiser fast drohend, „was verlangt Herr von Metternich im Namen der leidenden Menschheit?"

„Die Rückkehr des Papstes nach Rom," antwortete Metternich vollkommen ruhig, „die Herstellung des

Kirchenstaates, die Aufgabe Italiens, die Aufgabe Polens, die Räumung Spaniens und Hollands, die Aufhebung des Protectorates über den Rheinbund und der helvetischen Mediations-Acte und die sofortige Uebergabe der Festungen Danzig, Hamburg, Küstrin, Glogau, Magdeburg, Torgau, Wesel, Maynz, Antwerpen, Alessandria und Mantua!"

Todtenbleich war das Antlitz des Kaisers, seine Augen schleuderten Blitze auf den kühnen Staatsmann, der es wagte, ihm solche Vorschläge zu machen; Berthier blickte ängstlich verlegen seitwärts, Maret starrte bange und betrübt vor sich nieder, nur Metternich schaute muthig dem Sturme entgegen, der jetzt ausbrechen mußte.

Napoleon schien einen Augenblick nach Worten zu ringen, dann fuhr er heraus, zornig und höhnisch zugleich: „Ah, mein Herr, sagen Sie mir doch, wie viel hat Ihnen England dafür bezahlt, daß Sie Oesterreich zum Kriege mit mir verleiten?"

Das war eines von den Worten, die man nicht vergißt und nicht verzeiht. Metternich war erblaßt, er antwortete nicht, und Napoleon selbst, von dem dunklen Gefühl geleitet, daß er die furchtbare Beleidigung corrigiren müsse, in irgend einer Weise, nahm

lebhaft das Wort und sprach von der Möglichkeit des Friedens, von seinem Wunsch, mit dem Prager Congreß Ernst zu machen, von der Möglichkeit, daß die Verhandlungen fortgesetzt werden könnten auch nach Aufkündigung des Waffenstillstandes; mehrmals kam er auf seine Familienverbindung mit dem Erzhause zurück; er sprach lange, er sprach gut, aber Metternich zeigte in der gehaltenen Kälte, mit welcher er Alles aufnahm, wie tief er verletzt war. Endlich schloß Napoleon: „Ich will den Frieden aufrichtig, versammeln Sie den Congreß in Prag, ich nehme die Vermittelung meines Schwiegervaters an, die Abtretung der illyrischen Provinzen ist nicht mein letztes Wort! Adieu!"

Der Kaiser verließ das Cabinet zuerst, indem er dem Herzoge von Bassano zurief: „Ordnen Sie das Weitere wegen des Congresses, Maret!"

Berthier folgte dem Kaiser.

Metternich und Maret schlossen nun die Convention, nach welcher sich der Congreß am 27. Juli zu Prag versammeln sollte, auf welchem Oesterreich den Frieden zwischen Frankreich und seinen Feinden vermitteln sollte, nach welcher Napoleon sich anheischig machte, den Waffenstillstand nicht vor dem 10. August zu kündigen, und in der Oesterreich versprach, die

Russen und Preußen zu derselben Verpflichtung zu bewegen.

Nach der Schluß-Erklärung Napoleons war diese Convention das Werk einiger Minuten, zwei Diplomaten, wie Metternich und Maret, waren bald mit einander einig. Doch behielt der österreichische Staatsmann die Kälte bei, die er gezeigt, seit er die Beleidigung Napoleons empfangen.

Maret führte seinen Gegner aus dem Cabinet; in dem Dienstsaal kamen ihnen die Könige von Sachsen und Neapel entgegen, sie hatten im Garten das Ende dieser Unterredung abgewartet; der König von Sachsen schaute fragend in das ernste, bleiche Antlitz des österreichischen Ministers, der bei seinem Weggange so auffallend anders aussah, als bei seinem Kommen, daß es Allen, die ihn sahen, auffiel.

Herr von Metternich begrüßte den König von Sachsen mit einer tiefen Verneigung, da ihn der Monarch aber nicht anredete, so ging er weiter.

Vergebens erzählte nun Maret, daß sich der Friedenscongreß am 27. Juli zu Prag versammeln werde, vergebens trug er geflissentlich große Heiterkeit zur Schau, der greise König Sachsens schüttelte leise sein Haupt und blickte bekümmert Herrn von Metternich nach.

Als Metternich aus dem Pallast trat, fand er dort eine Menge von Offizieren und Hofbeamten versammelt, da der Kaiser eben zu Pferde steigen wollte. Der österreichische Minister blieb schweigend am Portal stehen; den Pallast-Präfecten Baron Bausset, der zufällig neben ihm stand, kannte er seit langer Zeit, er schien ihn erst zu sehen, als dieser ihn begrüßte. Da ergriff er dessen Hand und hielt sie, ohne ein Wort zu sprechen, einige Minuten zwischen der seiniger.

Dieses stumme, convulsivische Lebewohl schnitt dem treuen Anhänger Napoleon's durch die Seele, das böse Verhängniß des Kaiserreichs glaubte er in Metternichs Abschied zu sehen, und mit tiefbekümmertem Herzen sah er ihn in seinen Wagen steigen.

Am selben Abend noch verließ nicht nur Metternich, sondern auch Graf Bubna Dresden; ihre Abreise war so eilig, daß Graf Bubna nicht einmal seine Gemahlin mitnahm, welche ihn nach der sächsischen Hauptstadt begleitet hatte. —

Zwei Tage lang hatte die göttliche Henriette, die unübertreffliche darstellende Künstlerin, die große, die einzige Vernier, wie sich die Theaternarren auszudrücken pflegten, die Abwesenheit des jungen, hübschen Grenadier-Capitains ziemlich ruhig ertragen; als der-

selbe aber auch am dritten Tage nicht erschien, wurde ihre Verwunderung zur Unruhe, denn sie hatte durchaus nicht Lust, so ohne Weiteres auf den hübschen Offizier zu verzichten, der sich bis jetzt noch jede ihrer Launen hatte gefallen lassen, der sich bemühte, ihre kleinen Phantasieen zu befriedigen, und leit- und lenksam war, wie selten ein napoleonischer Garde-Offizier.

Henriette beschloß, sich nach dem Flüchtling zu erkundigen, und wendete sich, als sie am dritten Tage Nachmittags bei einem Spaziergang, ganz zufällig natürlich, auf einen Trupp kaiserlicher Offiziere stieß, die sie sofort plaudernd und scherzend umringten, an einen alten Obrist, von dem sie wußte, daß er ein besonderer Gönner ihres Ungetreuen, und fragte denselben: „Wo haben Sie denn den jungen Capitain, Herr Obrist, den Sie protegiren, ich habe ihn seit ein paar Tagen nicht im Theater gesehen!"

Es machte dem alten Haudegen ein wahres Vergnügen, der Schauspielerin versichern zu können, der Capitain Gervais von Sainte-Pallaie habe Dresden verlassen.

„Also fort, ohne Abschied!" dachte Henriette ärgerlich.

Der Oberst sah mit Entzücken, daß sich die Schauspielerin ärgerte. „Der Capitain hat mir noch eine

Menge Grüße und Bestellungen hinterlassen," fuhr der Oberst boshaft fort, „mich wundert eigentlich, daß ich keinen Auftrag für Sie habe, Mademoiselle, mein junger Freund war doch in letzter Zeit zuweilen in Ihrer Gesellschaft?"

„Das ist ein Zeichen, mein Herr," versetzte die Dame gereizt und übler Laune, „daß der Herr von Sainte-Pallaie in Ihrem Umgang nicht viel Lebensart gelernt hat!"

„Mademoiselle," sagte der alte Krieger ruhig, „mäßigen Sie sich etwas in Ihren Ausdrücken, wenn Sie mit einem Offizier des Kaisers sprechen, ich wenigstens gehöre nicht zu den Männern, welche sich ungestraft beleidigen lassen; Ihre Unverschämtheit hätte schon eine exemplarische Züchtigung verdient, ich verzeihe sie Ihnen, weil der Unmuth über den Verlust eines bequemen Liebhabers aus Ihnen sprach; bei der nächsten Unverschämtheit, die ich aus Ihrem Munde vernehme, werde ich ein Wort über Sie mit dem Pallast-Präfecten Baron Bausset reden. Merken Sie sich, Mademoiselle, daß eine Frau, welche Ansprüche auf den Schutz und die Galanterie der Männer macht, die Männer, auf ihr Geschlecht trotzend, nicht mißhandeln darf."

Leicht grüßend ging der Colonel, die Schauspielerin aber, erst sprachlos vor Wuth, brach dann in eine Fluth von Verwünschungen gegen den Alten aus.

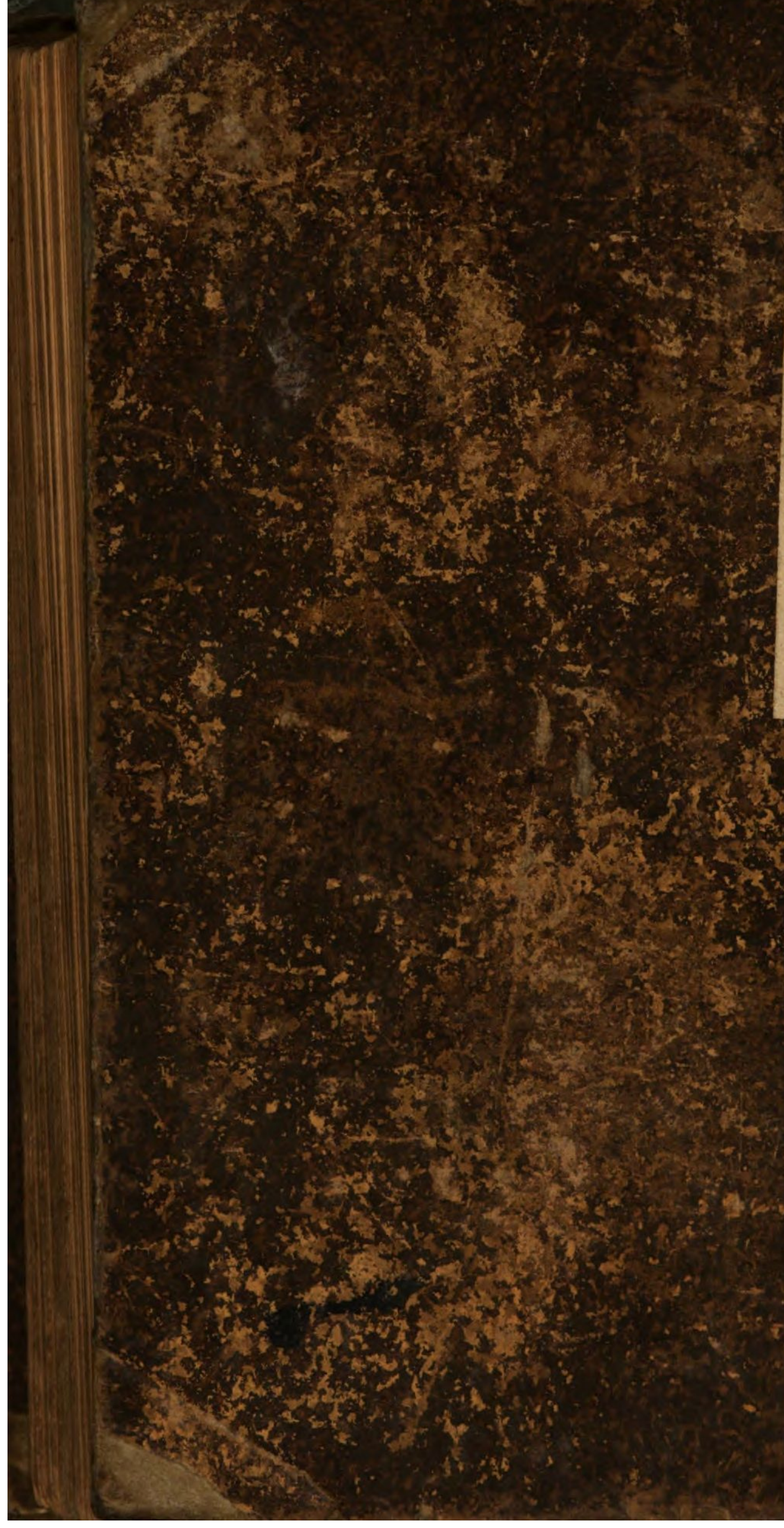
Das Zureden der Offiziere beruhigte äußerlich wenigstens die gereizte Schauspielerin; sie begriff ihren Fehler, und wenn sie ihn auch nicht eingestand, so war sie doch geschickt genug, eine neue Conversation anzufangen.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt des ersten Bandes.

			Seite
1.	Kapitel:	Am Heerde der Mennoniten	3
2.	„	Graf Louis von Narbonne	44
3.	„	Unterhaltungen und Unterhandlungen . . .	90
4.	„	Septimanie und Honorine	127
5.	„	Das eiserne Kreuz und der bräutliche Kranz .	172
6.	„	Die Ritter der Königin	210
7.	„	Im Palais Marcolini	257



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hesekiel, George,

Krummensee historischer Roman

Bd.: 1. Abtheilung, 1. Band

Berlin 1861
P.o.germ. 1929 w-1,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10126842-6